

IMPULS

26

Das Berufswahlmagazin für
Gesundheits- und Sozialberufe

SPEZIAL
Rocco Umbescheidts
Projekt in Nepal

RICHTUNGSWEISEND

22 spannende Einblicke in die Welt
der Gesundheits- und Sozialberufe

AUSBILDUNG



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	03
Rettungssanitäterin/Rettungssanitäter HF	04
Fachfrau/Fachmann Betreuung, Kinderbetreuung EFZ	08
Assistentin/Assistent Gesundheit und Soziales EBA	12
Fachfrau/Fachmann Gesundheit EFZ	16
Aktivierungsfachfrau/Aktivierungsfachmann HF	20
Fachfrau/Fachmann für medizinisch-technische Radiologie HF	24
Fachfrau/Fachmann Betreuung, Behindertenbetreuung EFZ	28
Biomedizinische/Biomedizinischer Analytiker/-in HF	32
Fachfrau/Fachmann Betreuung, Kinderbetreuung, Nachholbildung	36
Fachfrau/Fachmann Operationstechnik HF	40
Sanitäter am ZÜRICH OPENAIR	44
Fachfrau/Fachmann Gesundheit EFZ	48
Pflegefachfrau/Pflegefachmann HF	52
Fachfrau/Fachmann Gesundheit EFZ	56
Pflegefachfrau/Pflegefachmann HF	60
Fachfrau/Fachmann Gesundheit EFZ	66
Fachfrau/Fachmann Betreuung, Behindertenbetreuung Nachholbildung	70
Fachfrau/Fachmann Gesundheit Nachholbildung	74
Kindererzieherin/Kindererzieher HF	78
Pflegefachfrau/Pflegefachmann HF	82
IMPULS SPEZIAL	86
Sozialpädagogin/Sozialpädagoge HF	92
BILDUNGSSYSTEMATIK	96
AUSBILDUNGSBETRIEBE IM KANTON AARGAU	98
Agenda	100
Notizen	102

Impressum

Herausgeberin: OdA GS Aargau . 5200 Brugg

Auflage: 35 000 Exemplare

Erscheinung: September 2015

Gestaltung & Text: Christoph Huber . Kader Mindik . Andrea Traber . Fabienne Wälti

Druck: Kromer Print AG . 5600 Lenzburg

Lektorat: Text Control AG . Zürich

VORWORT

PASCAL GREGOR
Präsident OdA GS Aargau

SECHS GRÜNDE, EINEN GESUNDHEITS- ODER SOZIALBERUF ZU LERNEN

Im Aus- und Weiterbildungsdschungel ist ein wenig Orientierung von Vorteil. In diesem umfassenden Berufswahlmagazin stellen wir Ihnen die aussergewöhnliche Welt der Gesundheits- und Sozialberufe vor. Mit dem Inhalt des «Impuls» liefern wir Ihnen eine Starthilfe, damit Sie sich zumindest in diesem kleinen Universum zurechtfinden. Diese sechs nachfolgenden Gründe sprechen für eine Aus- und Weiterbildung im Gesundheits- und Sozialbereich. Überzeugen Sie sich selbst!

1. VIELSEITIGKEIT

Was wir Ihnen versprechen können ist Vielseitigkeit. Kein Tag ist gleich – ob im Altersheim, in der Kindertagesstätte oder in einer Heilpädagogischen Schule – Abwechslung steht an der Tagesordnung. Einem Wechsel in einen anderen Versorgungsbereich steht ausserdem nichts im Wege – das heisst, sich neu zu orientieren ist auch innerhalb eines Berufsfelds möglich.

2. PERSPEKTIVEN

Fachkräftemangel herrscht besonders im Pflege- und Betreuungsbereich. Mit einer Lehre oder einem Bildungsgang an der Höheren Fachschule qualifizieren Sie sich für einen Beruf mit Zukunft. Ein sicherer Arbeitsplatz ist dabei einer der vielen Vorteile.

3. MENSCHLICHKEIT

Die Arbeit im Gesundheits- und Sozialbereich ist im Kern gleich. Wir bieten Dienstleistungen von Menschen für Menschen mit einer gesunden Portion Empathie und Freude am Beruf.

4. TEAM

Alleine kann man einiges erreichen. Wenn Menschen sich jedoch zusammenschliessen, um an einem Strang zu ziehen, summieren sich Wissen, Motivation und Weitsichtigkeit. Im Gesundheits- und Sozialbereich ist ein Alltag ohne Teamwork unvorstellbar.

5. WISSENSRUCKSACK

Mit jedem Schritt, den wir im Leben gehen, sammeln wir Wissen. Was wir aber hier mit Gewissheit sagen können: Wir lernen nicht nur für die Ausbildung, sondern fürs Leben.

6. AUFSTIEGSMÖGLICHKEITEN

Ob nach der Lehre oder der Höheren Fachschule, es mangelt auch nicht an Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten. Wir gelangen alle an einen Punkt, an dem wir uns weiterentwickeln möchten. Mit einem neuen Ziel vor Augen geht vieles einfacher.

Ich wünsche Ihnen bereits heute viel Freude und Erfolg in Ihrem Beruf im Gesundheits- und Sozialbereich.

Pascal Gregor

Rettungssanitäterin/ Rettungssanitäter HF



WO EIN ZIEL IST, IST AUCH EIN WEG

Petra Leu, Rettungssanitäterin HF, in Ausbildung, 26 Jahre, Spital Muri

Vor deiner Ausbildung zur Rettungssanitäterin HF hast du eine Lehre als Fachfrau Gesundheit absolviert. Was inspirierte dich dazu, einen anderen Weg einzuschlagen?

Ich arbeitete im Akutspital und die Notfallsituationen auf der Station fand ich immer sehr spannend. Auf der Pflege wollte ich mich nicht weiterbilden und so suchte ich eine Alternative.

Die Ausbildungsplätze als Rettungssanitäterin/Rettungssanitäter HF sind heiss begehrt. Wieso hast du dich trotzdem für eine Bewerbung entschieden?

Nach ein paar Schnuppertagen als Rettungssanitäterin war ich begeistert – und bin es noch immer. So entschied ich mich für eine Bewerbung. Mein Motto lautet: «Wo ein Ziel ist, ist auch ein Weg.» Wenn ich es nicht versucht hätte, nur weil es schwierig ist, wäre ich heute nicht hier – und das wäre sehr schade.

Ein Drittel deiner Ausbildung verbringst du in der Schule – zwei Drittel in der Praxis. Welche Sequenzen gefallen dir besonders gut?

Allgemein bin ich lieber in der Praxis, aber in der Schule mag ich den Frontalunterricht. Wir sind eine sehr kleine Klasse von nur sechs Schülerinnen und Schülern, was den Unterricht sehr angenehm macht.

Wie war der erste Tag deiner Ausbildung?

Meine Nebentätin und ich erhielten eine Einführung in den Rettungsdienst sowie einen Hausrundgang.

War es für dich von Vorteil, bereits eine Lehre im Gesundheitsbereich abgeschlossen zu haben?

Ja, es fiel mir dadurch leichter, auf Menschen zuzugehen. Ausserdem verfügte ich bereits über fachliches Wissen wie zum Beispiel die richtige Terminologie.

Wie sehen deine Arbeitszeiten aus?

12 Stunden Tages- oder Nachtschicht, 7.00 bis 19.00 Uhr bzw. 19.00 bis 7.00 Uhr 9 Stunden Mittelschicht, 8.00 bis 17.00 Uhr (eher selten).

Wie viele Personen fahren in einem Rettungsfahrzeug mit und wie sind die Aufgaben verteilt?

Normalerweise fahren zwei Personen im Rettungsfahrzeug mit. Da eine Person immer über eine Anästhesie-

Ausbildung verfügt, muss kein Notarzt mitfahren. Im ersten Halbjahr der Ausbildung sind jeweils drei Personen im Fahrzeug, danach sind es wieder zwei. Einsätze mit nicht kritischen Patientinnen und Patienten mache ich selber, bei kritischen Patienten hingegen assistiere ich. Normalerweise fährt die assistierende Person die Ambulanz.

Wie schnell sollte ein Rettungsfahrzeug im Idealfall vor Ort sein?

Wir müssen gemäss Vorgaben des Kantons Aargau in maximal 15 Minuten vor Ort sein. Diese Vorgabe halten wir in über 90 Prozent aller Einsätze ein.

Was ist deiner Erfahrung nach häufiger: ein Einsatz bei einem Verkehrsunfall oder ein Einsatz bei jemandem zu Hause?

Meiner Erfahrung nach finden die Einsätze eher im häuslichen Umfeld statt.

Wie läuft das ab, wenn ein Einsatz gemeldet wird?

1. Notruf 114
2. Notrufzentrale in Aarau
3. Fax, Telefon, Pager Muri zur Alarmierung des Rettungsteams
4. Bestätigung des Einsatzes des Rettungsteams auf iPad in Ambulanz

Gibt es für eine Rettungssanitäterin so etwas wie einen «normalen» Tagesablauf?

Nein, jeder Tag ist anders und nicht planbar. Es gibt zwar bestimmte «Ämtli», die gemacht werden müssen, aber man kann sie sich selbst einteilen. Wenn wir keinen Einsatz haben, machen wir in der Ausbildung viele Trockenübungen und stützen uns dabei auf unser Ausbildungshandbuch.

Musstest du lernen, in jeder Situation einen kühlen Kopf zu bewahren?



Es ist von Vorteil, wenn man das bereits kann. Die Aufregung legt sich jedoch mit der Zeit, und man wird viel ruhiger.

Was ist für dich die grösste Herausforderung in deinem Beruf?

Das Schwierigste ist für mich, während eines Einsatzes alles Wissen schnell und korrekt anzuwenden, auch vor Publikum.

Und jetzt die Gegenfrage: Was gefällt dir am meisten in deinem Beruf?

Mir gefällt besonders der abwechslungsreiche Arbeitsalltag. Anders als in der Pflege, weiss ich am Morgen nicht, was mich im Einsatz erwartet.

Welche Charaktereigenschaften sollte eine angehende Rettungssanitäterin oder ein angehender Rettungssanitäter unbedingt mitbringen?

Verantwortungsbewusstsein, Flexibilität, rasche Auffassungsgabe, Teamfähigkeit und Sozialkompetenz.

Gibt es Rettungseinsätze, die einen nicht mehr loslassen? Und wenn ja, wie gehst du damit um?

Ja, es gibt solche Einsätze. Am intensivsten ist mir die Rettung eines verunfallten Autofahrers in Erinnerung geblieben, der noch eingeklemmt war, als wir bei ihm ankamen. Wir haben die Person dann mithilfe der Polizei befreit. Dabei ist es wichtig, dass man immer mit seinem Teampartner oder einer anderen Vertrauensperson des Rettungsdienstes darüber spricht. In Muri haben wir ein sehr gutes Verhältnis zu unseren Kolleginnen und Kollegen sowie tolle Vorgesetzte, mit denen wir jederzeit das Gespräch suchen können. Ausserdem haben wir ein Konzept zur psychologischen Aufarbeitung von belastenden Einsätzen.



Zu welcher Jahreszeit fahrt ihr die meisten Einsätze?

Das ist sehr unterschiedlich und gleicht sich über das Jahr hinweg aus.

Wie verhält es sich mit dem Blaulicht und dem Schnellfahren?

Das Fahren mit Sondersignal (Blaulicht und Horn) ist Bestandteil der internen Ausbildung im Rettungsdienst. In unserem Fahrtraining vom Rettungsdienst lernen wir die Ambulanz Schritt für Schritt kennen. Am Anfang hat man immer einen Beifahrer und fährt ohne Patientin oder Patient sowie ohne Sondersignal. In einem zweiten Schritt fährt man mit Patientin oder Patient und ohne Sondersignal. Zu guter Letzt fährt man dann mit Patientin oder Patient und Sondersignal. Mit Sondersignal darf man von den Verkehrsregeln abweichen, sofern man die gebotene Sorgfalt und die Verhältnismässigkeit walten lässt.

rem Fahrtraining vom Rettungsdienst lernen wir die Ambulanz Schritt für Schritt kennen. Am Anfang hat man immer einen Beifahrer und fährt ohne Patientin oder Patient sowie ohne Sondersignal. In einem zweiten Schritt fährt man mit Patientin oder Patient und ohne Sondersignal. Zu guter Letzt fährt man dann mit Patientin oder Patient und Sondersignal. Mit Sondersignal darf man von den Verkehrsregeln abweichen, sofern man die gebotene Sorgfalt und die Verhältnismässigkeit walten lässt.

Warum hast du dich beim Spital Muri beworben?

Weil es ein familiäres und kleines Spital ist und eine gute Ausbildungsbetreuung bietet. Neben dem ländlichen Einsatzgebiet hat mir auch das super Team zugesagt.

Was befindet sich alles in deinen Hosentaschen?

Immer dabei habe ich Handschuhe, Pager, Handy, Papier, Stift, Notbatzen, Stethoskop und mein kleines Ausbildungshandbuch, in dem alle Algorithmen aufgeführt sind.

Was hast du im letzten Jahr besonders gelernt?

Ich achte viel mehr auf Details. Als wir zu Beginn beispielsweise Einsätze in Wohnungen hatten, habe ich kaum auf die Umgebung geachtet. Bei der Planung des Rückwegs wusste ich nicht mehr, ob es Treppen hatte, wie schmal ein Durchgang war oder ob etwas im Weg stand. Mittlerweile nehme meine Umgebung viel detaillierter wahr.

Zahlen und Fakten

Notrufzentrale: 70 000 Anrufe im Jahr, 30 000 Einsätze im Jahr und rund 190 Anrufe pro Tag
Rettungsdienst Muri: rund 1300 Einsätze im Jahr
Einzugsgebiet Rettungsdienst Muri: 32 000 Personen, 20 Gemeinden
Fahrzeuge Rettungsdienst Muri: 2 Ambulanzen, 1 Notfalleinsatzfahrzeug

Andreas Heim, Ausbildungsverantwortlicher Rettungssanitäter/in HF Spital Muri

Das Steckepferd von Andreas Heim ist die betriebliche Ausbildung der Rettungssanitäter/innen HF. Seit vier Jahren ist er dabei, die Ausbildung seiner Studierenden aktiv zu gestalten. Zurzeit betreut Andreas Heim vier angehende Rettungssanitäterinnen, die ihre Ausbildung im Spital Muri absolvieren.

«Es ist meine Philosophie, dass auch in der Erwachsenenbildung eine gute Betreuung notwendig ist», sagt Andreas Heim, und nach diesem Motto begleitet er seine Studierenden.

Bei der Wahl der Studierenden achtet er immer darauf, dass diese einen guten sozialen Umgang pflegen und den Menschen mit Respekt begegnen. Während der Ausbildung müssen die angehenden Rettungssanitäter/innen vor allem eines lernen: reflektieren. Am Ende jedes Tages geben sie Andreas Heim einen ausgefüllten Fragebogen ab. Die Ausbildung im Betrieb ist mit der in der Schule gekoppelt. Die Studierenden in Muri besuchen das Emergency-Schulungszentrum in Zofingen.

Ein grosser Bestandteil der Ausbildung sind Behandlungsalgorithmen. In diesen Abläufen sind Entscheidungs- und Handlungsprozesse definiert, die Hilfestellung für Notfallsituationen geben. Für jede Situation gibt es einen Algorithmus, den man anwenden kann: Atemstörungen, Kreislaufstörungen, Bewusstseinsstörungen, Lähmungen usw.



Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo

FaBe K
 Fachfrau/
 Fachmann
 Betreuung,
 Kinderbetreu-
 ung EFZ



Abenteuer und Abwechslung garantiert



Joy Schnyder, Fachfrau Betreuung, Fachrichtung Kinderbetreuung (FaBe K)

1. Lehrjahr, 17 Jahre, Kita KSA Zwärglihuus, Kantonsspital Aarau AG

Hast du vor deiner Lehre bereits ein Praktikum absolviert?

Ja, ich habe zuerst ein Praktikum in Küttigen gemacht, aber leider die Lehrstelle nicht bekommen. Danach habe ich mich hier in der Kita KSA Zwärglihuus beworben und es hat geklappt.

Weshalb machen FaBe K im Normalfall ein Praktikum, bevor sie ihre Lehre beginnen?

Das kommt noch von früher. Soviel ich weiss, musste man 18 Jahre alt sein, um mit dieser Lehre zu beginnen, weil der Umgang mit Kindern viel Verantwortung bedeutet. Das ist bis heute so und hat Vor- und Nachteile. Auf der einen Seite kann man ein Jahr Erfahrungen sammeln und schauen, ob es der richtige Job ist. Wenn man drei Tage schnuppern geht, sieht es aus, als wäre es ein einfacher Job, bei dem man ein bisschen mit Kindern spielt. Dem ist aber nicht so. Der Nachteil ist, dass es Krippen gibt, die Praktikantinnen und Praktikanten ausnutzen.

Was macht deinen Beruf so speziell?

Die Kinder und die alltägliche Arbeit wie zum Beispiel Pflegen und Begleiten machen diesen Beruf aus. Kein Tag ist wie der andere und man hat viel Kontakt mit



verschiedenen Kindern und Erwachsenen.

Vorhin hast du gesagt, es sei nicht immer einfach. Welches sind die schwierigen und harten Sachen?

Natürlich ist es so, dass wir mit den Kindern nicht nur spielen. Wir berücksichtigen ihren aktuellen Entwicklungsstand und versuchen, sie in ihrem Selbstbildungsprozess möglichst gut zu begleiten. Wir achten sehr darauf, dass wir die Interessen der Kinder entdecken, auf diesen Interessen aufbauen und die Kinder dabei begleiten.

Welche Räume habt ihr in eurer Kita?

Im Erdgeschoss haben wir die Ernährungswerkstatt, wo die Kinder kochen oder backen können. Gleich nebenan befindet sich das Bewegungsatelier, das gleichzeitig für den Mittagschlaf dient. In den oberen Stockwerken haben wir einen weiteren Essbereich, welcher auch noch die Natur- und Technikwerkstatt beinhaltet. Dort können die Kinder experimentieren und mit Naturelementen forschen. Daneben ist das Sinnesatelier für die Babys und die kleinen Kinder unter zwei Jahren. Wir haben ausserdem eine Musikwerkstatt, welche gleichzeitig unser morgendlicher Treffpunkt ist. Im zweiten Stock gibt es ein Bau- und Konstruktionsatelier mit Autos, wo sich die Kinder mit Bauen beschäftigen können. Im Atelier auf dem gleichen Stock können sie ihrer Kreativität beim Malen oder beim Basteln freien Lauf lassen. Und in der Theaterwerkstatt – ebenfalls im dritten Stock – können sie sich verkleiden oder Rollen-



spiele machen. Zusätzlich hat unsere Kita eine Wasserwerkstatt, in der die Kinder erste Erfahrungen mit Wasser sammeln können.

Wie sieht ein normaler Tag in der Kita aus?

Am Morgen öffnet die Krippe um 6.00 Uhr. Dann wird alles vorbereitet und der Morgentisch gedeckt. Ab 6.30 Uhr kommen die ersten Kinder in Begleitung ihrer Eltern. Da hat jedes Kind sein eigenes Ritual, wie es Mami oder Papi «Tschüss» sagt. Ein paar Kinder winken ihren Eltern zu, andere setzen sich sofort an den Tisch. Das Morgenbuffet ist geöffnet bis um 8.00 Uhr. Die Kinder werden das erste Mal gewickelt und dürfen von 8.00 bis 9.00 Uhr spielen. Sie können selber auswählen, wie sie sich beschäftigen möchten. Um 9.00 Uhr findet das Treffpunkt ritual statt. Je nach Tag gibt es verschiedene Angebote von verschiedenen Betreuerinnen in diesen Räumen. Die Kinder dürfen dann selber bestimmen, in welchem Raum sie sich beschäftigen möchten.

Was steht nach dem morgentlichen Treffpunkt auf dem Tagesprogramm?

Wenn sich die Kinder entschieden haben, wird nach dem Treffpunkt das Znüni gegessen. Danach dürfen sie ein Angebot in einem der Zimmer auswählen. Das Angebot dauert meistens bis um 11.00 Uhr. Dann treffen wir uns zum Mittagessen, das uns das Kantonsspital gekocht anliefern. Die Kinder haben bis um 12.00 Uhr Zeit dafür, also eine Stunde. Sie dürfen frei wählen, was sie essen möchten.

Gibt es einen Ernährungsplan für die Kinder?

Nein, wir sind der Meinung, dass jedes Kind selber am besten weiss, was es braucht, und darum dürfen sie selber auswählen. Wenn die grossen Kinder beispielsweise von sich aus ein Dessert möchten, erfüllen wir ihnen diesen Wunsch.

Was machen die Kinder nach dem Essen?

Nach dem Essen halten die grossen Kinder Mittagsschlaf. Die äl-

teren Kinder müssen das natürlich nicht. Bei den Babys ist es sehr unterschiedlich und hängt davon ab, ob sie schon am Morgen geschlafen haben. Am Nachmittag versammeln wir uns zum zweiten Mal. Dann können die Kinder wieder frei entscheiden, in welches Zimmer sie möchten. Im Sommer gehen wir meistens noch in den Garten. Zwischen 15.00 und 15.30 Uhr gibt es Zvieri. Danach holen die Eltern ihr Kind ab. Unsere Kita ist immer bis 18.30 Uhr geöffnet, das heisst, jeweils am Montag schliessen drei der vier Häuser für Vorschulkinder schon um 17.15 Uhr. Die Zeit von 17.30 bis 19.00 Uhr nutzen wir dann im Team zur fachlichen Reflexion.

Habt ihr während eurer Ausbildung auch Projekte zu einem bestimmten Thema?

Nein, das haben wir nicht. Wir beobachten die Kinder, schreiben unsere Beobachtungen auf und werten diese im Team aus. Danach schauen wir, wo das Interesse der einzelnen Kinder im Moment liegt.

Ein Kind beschäftigt sich vielleicht gerade sehr mit dem Umfüllen von Wasser in andere Becher. Wenn wir das feststellen, versuchen wir, für das Kind ein passendes Angebot zu erstellen.

Wie viele Kinder darfst du maximal betreuen?

Ich kann meistens selber einschätzen, wie viele Kinder ich mir zutraue. Es kommt darauf an, ob es kleine oder grosse Kinder sind. Meistens nehme ich drei bis vier Kinder mit. Es spielt auch eine Rolle, in welchem Raum die Betreuung stattfindet. In einem Bewegungsatelier kann man mehr Kinder betreuen als in einem Atelier, wo es nicht so viel Platz hat. Ein Baby kann man ja beispielsweise nicht in ein Atelier mitnehmen.

Gibt es eine Betreuungsperson, die nur für Babys zuständig ist?

Bei uns gibt es immer eine Erzieherin, die im Sinnesatelier für Kinder unter zwei Jahren zuständig ist. Sie ist auch die Bezugsperson für die Kleinstkinder. Grundsätzlich müssen die Erzieherinnen für ihre Bezugskinder im Alltag jederzeit verfügbar sein. Kleinstkinder erkunden ihrem Alter entsprechend, zusammen mit ihren Bezugspersonen die Ateliers.

Hier wird es manchmal bestimmt sehr laut. Wie gehst du mit dem Lärmpegel um?

Ich habe es gern laut, das ist kein Problem. An den Lärmpegel bin ich gewöhnt – zu Hause ist es auch laut mit den Eltern.

Behandelt ihr alle Kinder gleich oder habt ihr da gewisse Vorzüge?

Das ist natürlich immer so im Leben, dass man mit dem einen besser klar kommt und mit dem anderen weniger. Es gehört aber zu unserem Beruf, dass wir alle Kinder gleich behandeln.

Lehrt ihr die Kinder auch, Schnürsenkel zu binden?

Wir machen es den Kindern an unseren Schuhen vor. Dabei schauen wir darauf, dass das Kind genügend Zeit hat, um die Schuhe selber zu binden. Wenn es nicht geht, helfen wir natürlich.

Macht ihr das spielerisch mit einem Lied?

Für das Binden der Schnürsenkel nicht speziell, aber zum Zähneputzen haben wir beispielsweise ein Lied. Grundsätzlich können Rituale das Erlernen von bestimmten Fertigkeiten unterstützen.

Kannst du uns das Lied zum Zähneputzen vorsingen?

«Zäh putze ned vergesse, jede Tag nach jedem Esse. Zähndli, die müend suber sie, sösch gets grossi Löcher dri.»

Singt ihr vor dem Essen auch ein Lied?

Vor dem Essen geben wir uns alle die Hand und singen: «Mer hebet enand und gehnd enand d'Hand. Mir khöred alli zäme, en Guete mitenand.» Das ist unser Mittagsritual. Danach holen sich die Kinder das Essen, setzen sich hin und beginnen mit ihrem Mittagessen.

Wie löst du Konflikte zwischen den Kindern, etwa wenn sie sich in die Haare kriegen?

Ich musste mich daran gewöhnen, dass ich zuerst von Weitem beobachte und schaue, ob sie selber eine Lösung finden. Am besten ist es schon, wenn sie selber zu einer Lösung gelangen. Wenn es wirklich nicht geht und zwei anfangen auszuteilen, gehe ich zu ihnen und frage, was das Problem ist. Ich kläre mit den beiden zusammen, worum es geht, und versuche dann eine Lösung zu finden, die für beide passt. Manchmal gelingt es und manchmal nicht.

Verstehen sich die Kinder in der Regel gut?

Eigentlich finden die Kinder ihren Platz in der Gruppe selber. Die Kinder, die hier sind, sind oft schon von klein auf in der Kita. Sie sind also miteinander älter geworden. Deshalb verstehen sie sich recht gut. Wenn ein neues Kind dazu kommt, ist es meistens ein Baby. Da ein Baby noch nicht so viele soziale Kontakte zu anderen Kindern sucht, wächst es dann einfach hinein. Vor kurzem hatten wir einen Jungen, der ein bisschen älter war und sich eingewöhnen musste. Für ihn war es schwierig, Anschluss zu finden, weil die Gruppen schon ge-

bildet waren. Inzwischen macht er das aber ganz gut.

Habt ihr in eurer Kita einen Frauenhaushalt?

In unserem Beruf sind mehr Frauen als Männer tätig. Es wäre aber auch cool, wenn auch ein Mann hier wäre, der sozusagen die männliche Erzieherrolle übernehmen würde. Ich merke es besonders dann, wenn ein Mann aushilft. Dann sind wir für die Kinder nicht mehr so interessant.

Woher nimmst du deine tägliche Motivation?

Am meisten freue ich mich, wenn ich in die Kita komme, die Türe öffne und die Kinder auf mich zuspringen mit «Joy, Joy, wo warst du?!» Vor allem seit ich zwei Tage in der Woche die Berufsschule besuche, freuen sich die Kinder umso mehr, wenn ich dann wieder einmal drei Tage da bin.

Was ist dein Fernziel?

Da bin ich mir noch nicht ganz sicher. Wenn ich die Lehre abgeschlossen habe, möchte ich noch ein bisschen auf dem Beruf bleiben. Ich habe mir auch überlegt, mich in Richtung Sozialpädagogin HF weiterzubilden. Aber das schaue ich an, wenn es so weit ist.

Was macht dich besonders stolz?

Es macht mich stolz, wenn eine Mutter kommt und mir erzählt, dass ihre Tochter zu Hause von mir erzählt hat und dass es ihr in unserer Kita hier gefällt. Natürlich ist es auch schön, wenn wir ein Lob hören. Ich finde es sehr schön, wie viel Vertrauen die Kinder uns entgegenbringen.

Wenn du noch einmal vor der Entscheidung stündest, würdest du diese Lehre wieder machen?

Ich denke schon. Für mich ist es sehr schön, wenn ich in die Kita komme, die Kinder mich anlachen und lachend empfangen. Wenn ich am Abend an meinen Arbeitstag zurückdenke, habe ich auch immer etwas zum Lachen. Die Kinder bringen mir sehr viel Wärme und Vertrauen entgegen.



**Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo**



In welcher Abteilung der pflegimuri bist du gerade?

Zurzeit arbeite ich im Wohnbereich B und hier werde ich auch während meiner ganzen Ausbildung bleiben. In meinem Wohnbereich sind die Bewohnerinnen und Bewohner ziemlich selbstständig und sehr mobil. Wir haben auch einige, die leicht demenziell erkrankt sind.

Habt ihr denn eine spezielle Abteilung für Bewohnerinnen und Bewohner mit Demenz?

Ja, wir haben eine Abteilung für Bewohnerinnen und Bewohner,

die sehr demenz sind und im Alltag nicht mehr alleine klarkommen. Auch müssen wir sehr aufmerksam sein, dass niemand die Abteilung verlässt, ohne dass wir es merken.

Wie viel Pflegepersonal arbeitet in der Wohngruppe B?

Normalerweise sind es 16 Mitarbeitende. Weil heute einige frei haben, sind wir weniger. Ich habe die letzten Wochen ein Schnittstellenpraktikum absolviert und dabei zum Beispiel die Küche und die Wäscherei der pflegimuri kennengelernt. Deshalb bin ich momentan in der Wohngruppe noch nicht ganz auf dem Laufenden.

Erzähl mal, was ist das Schnittstellenpraktikum genau?

Dank diesem Praktikum bekommen wir Einblick in die verschiedenen Bereiche der pflegimuri. Wir absolvieren das Praktikum entweder im ersten oder im zweiten Lehrjahr. Ich durfte dabei die technischen Dienste, die Reinigung, die Wäscherei, die Physiotherapie, die Küche, die Abwaschküche und unser Restaurant Benedikt kennenlernen.

Was hat dir am besten gefallen?

Mir hat die Physiotherapie gut gefallen und auch die Küche fand ich spannend.

Verbringen die Bewohnerinnen und Bewohner viel Zeit in ihrem Zimmer oder welche Aktivitäten haben sie zur Auswahl?

Manchmal falten wir mit ihnen Tücher oder spielen Spiele. In der Aktivierung haben sie jedoch ein grosses Angebot. Wir haben zurzeit für die Bewo-

nerinnen und Bewohner einen Vita-Parcours im Haus. Den dürfen sie allein absolvieren. Wir begleiten sie aber auch, wenn sie unsere Hilfe benötigen.

Wie sieht bei dir ein normaler Tagesablauf aus?

Zu Beginn war ich im Service tätig und habe das Schnittstellenpraktikum gemacht. Dabei durfte ich nur wenig Arbeiten in der Pflege ausführen. Das liegt daran, dass wir gewisse Themen zuerst im überbetrieblichen Kurs an der OdA GS Aargau behandeln, bevor wir das Wissen in der Praxis anwenden können. Erst vor ein paar Tagen habe ich angefangen, die Bewohnerinnen und Bewohner zu pflegen. Da ich nun mehr Abwechslung habe, gefällt mir die Arbeit besser.

Du warst am Anfang im Service. Wie lief das ab?

Meine Schicht war von 7.00 bis 16.00 Uhr. Da habe ich das Frühstück für die Bewohnerinnen und Bewohner vorbereitet, die Tische und das Buffet gerichtet. Wenn sich jemand nicht wohl fühlt, kann er oder sie das Frühstück aber auch im Zimmer zu sich nehmen. Nachdem

sich die Bewohnerinnen und Bewohner gesetzt hatten, bot ich ihnen Kaffee an. Das Morgenbuffet dauert ungefähr von 7.30 bis 10.00 Uhr. Danach räume ich jeweils alles auf. Morgens geht die Zeit immer schnell vorbei.

Was machst du am Nachmittag?

Es kommt darauf an, ob die Rollstühle sauber sind. Wenn nicht, reinige ich sie. Ich führe auch ein Lernjournal. Dafür stehen mir jede Woche 45 Minuten Arbeitszeit zur Verfügung. Sonst unterhalte ich mich gerne mit den Bewohnerinnen und Bewohnern oder mache Spiele mit ihnen.

Dürfen sich die Bewohnerinnen und Bewohner ihr Tagesprogramm selber aussuchen?

Ich frage sie, was sie machen möchten, und bereite das vor. Im Winter habe ich mit einer Kollegin einen Plan erstellt. Zum Beispiel: An diesem Tag singen wir, am nächsten Tag schauen wir einen Film oder backen Guetzli.

BEWEGLICHKEIT MUSS SEIN



Elvira Uka, Assistentin Gesundheit und Soziales (AGS)
 1. Lehrjahr, 17 Jahre, pflegimuri

Elvira, wieso hast du dich für eine Lehre als AGS in der pflegimuri entschieden?

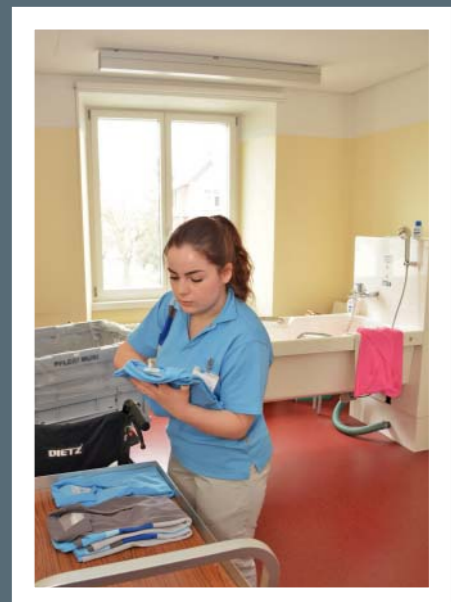
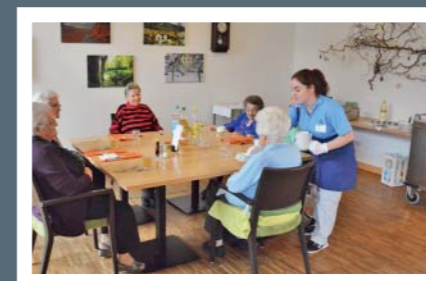
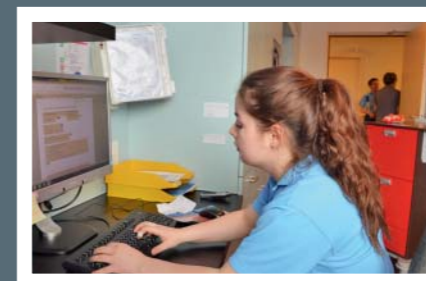
Meine Cousine ist auch AGS und ihre Erzählungen haben mich neugierig gemacht. Deshalb ging ich in der pflegimuri schnuppern und es gefiel mir sehr. So habe ich mich für diese Ausbildung entschieden.

Was hat dir beim Schnuppern besonders gut gefallen?

Ich fand das Zusammensitzen und Kommunizieren ganz toll, und ich arbeite gerne mit Menschen zusammen.

Hast du bei älteren Menschen keine Berührungängste?

Manchmal hat man schon Angst, dass man etwas falsch macht. Mit der Zeit habe ich jedoch gelernt, damit umzugehen.



Hast du Lieblingsbewohnerinnen oder -bewohner?

Nein, ich behandle alle gleich. Vielleicht auch, weil ich gerade erst in der Pflege angefangen habe.

Was für Erfahrungen hast du bereits mit dementen Bewohnerinnen und Bewohnern gemacht?

Die meisten reden und erzählen, aber es ist herausfordernd. Eine Bewohnerin erzählt viel und liest sogar. Es ist herzlich, ihr beim Reden zuzuhören.

Hattest du schon einmal ein schlimmes Erlebnis während deiner Lehre?

Nein, bisher gab es noch keines. Ich finde es spannend, wie sich ein Mensch entwickelt. Eine Bewohnerin war immer sehr gesprächig. Dann hatte ich einmal zwei Wochen Ferien, und als ich nach meinen Ferien zurückkam, sprach sie einfach nichts mehr. Ich denke, sie hat sich langsam aufgegeben.

Kannst du den Tod distanziert betrachten?

Ja, eigentlich schon. Eine Bewohnerin ist eben erst gestorben. Sie war sehr dement. Als sie starb, hat sie mir leidgetan. Weinen musste ich bisher noch nicht. Ich dachte immer, dass ich Angst vor einer Leiche hätte, aber das war nicht der Fall. Bis zum Tod meines Grossvaters hatte ich noch nie einen verstorbenen Menschen gesehen. Als er starb, wurde es auf einmal anders. Jetzt habe ich gelernt, mit dem Tod umzugehen. Ich habe keine Angst davor, aber es wäre mir unheimlich, wenn eine verstorbene Person sich plötzlich bewegen würde.

Welches ist dein Lieblingsfach in der Schule?

Berufskunde mag ich sehr, denn dort werden spannende Themen behandelt. Momentan haben wir das Thema Wäsche und lernen, wie man Wäsche richtig macht. Das konnte ich früher nicht, denn ich wusste



nicht, welchen Knopf ich wählen musste. Jetzt kann ich das auswendig und weiss, worauf ich schauen muss.

Was lernst du als Nächstes in deiner Ausbildung?

Wie man Dokumentationen macht. In der Schule lernen wir zurzeit auch, wie man den Puls messen muss, damit wir das anwenden können.

Wie sehen deine Pläne nach der Lehre aus?

Ich möchte anschliessend die Lehre zur Fachfrau Gesundheit machen. Danach würde ich mich gerne zur Pflegefachfrau HF weiterbilden.

Was gibt dir dieser Beruf?

Es macht mir Freude, wenn die Bewohnerinnen und Bewohner mir Merci sagen und sich dafür bedanken, dass ich für sie da bin. Ich bin glücklich, wenn sie glücklich sind. Mein Team ist auch sehr gut!



Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?

Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo





Miniusbildung,
mini Zukunft

Melanie Gautschi, Fachfrau Gesundheit in der Chirurgie (FaGe)
2. Lehrjahr, 17 Jahre, Asana Spital Menziken

Wieso hast du dich gerade für die Ausbildung zur Fachfrau Gesundheit entschieden?

Mich haben die Anatomie und die Physiologie des menschlichen Körpers schon immer interessiert. Auch die Krankheiten, denen wir in unserem Leben begegnen, finde ich interessant. Auf der Chirurgie werden wir natürlich noch mit allen Knochenbrüchen konfrontiert, die uns vom Kindes- bis ins Erwachsenenalter ereilen können.

War dir schon immer klar, dass du Fachfrau Gesundheit werden wolltest?

Nein, das wusste ich nicht von Anfang an. Mein Oberstufenlehrer hat mir den Tipp gegeben, etwas im Gesundheitsbereich zu machen, da ich gut in der Biologie war. Ich war zuerst bei der Spitex schnuppern, weil meine Mutter dort als diplomierte Pflegefachfrau arbeitet. Das hat mir Spass gemacht.

Zum Vergleich habe ich noch im Kantonsspital Aarau auf der Kinderstation geschnuppert. Das gefiel mir nicht so gut, weil der Umgang mit Kindern sehr speziell ist. Es waren jedoch interessante Tage. Der Nachteil beim Schnuppern ist, dass man nicht viel machen kann und einfach nur zuschaut. Gerade die spannenden Tätigkeiten wie Blutentnahmen dürfen die «Schnuppis» nicht machen. Schliesslich habe ich hier im Asana Spital Menziken eine Schnupperwoche auf der Medizin absolviert, und das hat mir richtig gut gefallen.

Wolltest du von Anfang an auf der Chirurgie arbeiten?

Bei uns werden die Lernenden von den Berufsbildnerinnen und Berufsbildnern in die entsprechenden Abteilungen eingeteilt. Bei mir war es die Chirurgie und im Nachhinein bin ich froh darüber.

Wechselst du während deiner Ausbildung oft die Station?

Wir haben Einblick in verschiedene Stationen. Ich befinde mich gerade im Wechsel zur Pflege im Langzeitbereich. Wir sind auch für kurze Zeit in der Reinigung, der Küche und der Wäscherei, um einen Einblick zu erhalten. Im dritten Lehrjahr können wir zwischen der Spitex und der Behinderteninstitution Lebenshilfe Reinach wählen. Ich bin unheimlich froh, dass ich so viele verschiedene Abteilungen kennenlernen.

Welcher Bereich hat dir bis jetzt am besten gefallen?

Bis jetzt gefällt mir die Chirurgie am besten, weil wir Patientinnen und Patienten von jung bis alt haben. Ausserdem gibt es bei uns immer wieder akute Situationen, in denen man sofort handeln und das ganze Fachwissen, das wir in der Schule gelernt haben, anwenden müssen. Die Chirurgie ist sehr vielseitig und wenn wir vom Wochenende zurückkommen, finden wir wieder ganz andere Patientinnen und Patienten vor.

Welche Pläne hast du für die Zeit nach deinem Ausbildungsabschluss?

Ich möchte die Berufsmatur nachholen und danach an die Fachhochschule gehen. Ganz festlegen will ich mich noch nicht, aber ich denke, ich werde in Richtung Pflege gehen.

Wie würdest du einen normalen Arbeitstag auf der Chirurgie beschreiben?

Um 6.45 Uhr fängt mein Tag an. Ich setze mich und lese die ganzen Dokumente durch. Dann weiss ich, was die Patientin oder der Patient hat, welche Diagnosen gestellt wurden und was ich noch alles machen muss. Danach richte ich die Medikamente mit meiner Betreuungsperson und stelle mich dem Patienten oder der Patientin vor. Ich sage meinen Namen, meine Funktion und messe Blutdruck und Temperatur. Nach der Medikamentenabgabe verteilen wir das Frühstück an die Patientinnen und Patienten. Dann ist die Pflege an der Reihe: Ich wasche ihnen die Beine, helfe beim Duschen, begleite sie zum

Lavabo oder mobilisiere sie. Es kann sein, dass ich in der Zwischenzeit wieder einige Patientinnen und Patienten in ihr Zimmer bringe, die soeben operiert wurden. Das ist tückisch, weil wir nie wissen, in welcher Verfassung sie zurückkommen. Manchmal ist es stressig und dann wiederum sehr ruhig. Nach der Pflege ist es schon bald Zeit für das Mittagessen, wo ich beim Verteilen helfe. Ich gehe für eine halbe Stunde in die Mittagspause und setze danach die Arbeit fort. Wenn es Operationen gegeben hat, bringen wir erneut die Patientinnen und Patienten in ihre Zimmer. Wir messen den Blutdruck und schauen, wie es ihnen geht und was noch ansteht. Dann ist schon bald Feierabend.

Fällt es dir schwer, so früh auf der Matte zu stehen?

Ich finde 6.45 Uhr nicht so früh. Aber da ich selbst ein Morgenmuffel bin, ist es manchmal schon schwierig. Sobald ich hier bin, fängt es jedoch an, Spass zu machen, und ich werde wach. Das geht gar nicht anders, weil wir den Kopf bei der Sache haben müssen.

War es nie ein Problem für dich, so lange auf den Beinen zu sein?

Zu Beginn meiner Lehre hatte ich schon Mühe. Am Ende des Tages habe ich mich zuhause auf das Sofa gelegt und nichts mehr gemacht. Jetzt kann ich am Abend ausgehen, auch wenn ich vorher noch im Training war. Mit der Zeit gewöhnt man sich daran.

Wie oft musst du einen Topf leeren?

Auf der Langzeit ist das häufiger der Fall. In drei Tagen habe ich bereits zwei Töpfe geleert.

Stört es dich, bei Patientinnen und Patienten eine Intimpflege zu machen?

Überhaupt nicht. Es gibt teilweise Situationen, die nicht so angenehm sind, aber ich überspiele das. Wir machen es ja, weil die Person nicht dazu in der Lage ist. Ich persönlich hätte auch keinen Spass daran, keine Kontrolle mehr über Wasserlassen und Stuhlgang zu haben. Ich denke, in diesen Situationen müssen wir auch ein wenig selbstlos sein.



Was ist deine tägliche Motivation?

Ich mache meine Arbeit gerne und sehe, dass es den Patientinnen und Patienten mit der Zeit besser geht. Das ist in der Chirurgie häufiger der Fall als im Langzeitbereich. Wenn ich miterlebe, wie jemand nach einer schweren Operation wieder aus dem Bett aufsteht und das Spital verlassen kann, ist das für mich das Grösste.

Erinnerst du dich an ein speziell schönes oder ein unangenehmes Erlebnis hier im Spital?

Das ist schwer zu sagen, denn viele Erlebnisse sind auf ihre Art schön. Schlimmes gibt es natürlich auch immer wieder. Es gibt Patientinnen oder Patienten, die durch Medikamente oder Narkosen in ihrem Verhalten beeinflusst sind und aggressiv werden. Ich weiss, dass diese Menschen in dem Moment nicht sich selber sein können.

Wie kann eine Narkose das Verhalten beeinflussen?

Die Patientinnen und Patienten sind nicht bei vollem Bewusstsein. Alle reagieren unterschiedlich auf eine Narkose. Einige werden aggressiv oder traurig, andere schlafen nur.

Wie gehst du damit um, wenn jemand aggressiv wird?

Normalerweise erwarte ich ja nicht, dass mich plötzlich jemand anschreit, und ich reagiere erst einmal zurückhaltend. Ich verlasse das Zimmer, atme tief durch und überlege, was ich machen soll. Manchmal gehe ich wieder ins Zimmer und versuche, die Patientin oder den Patienten zu beruhigen, oder ich schaue eine Viertelstunde später noch einmal vorbei. Wenn das nichts hilft, frage ich eine Arbeitskollegin oder einen Arbeitskollegen.

Was ist für dich der grösste Unterschied zwischen der Chirurgie und dem Langzeitbereich?

Ich habe festgestellt, dass die Verantwortung ein wenig anders ist. Auf der Chirurgie habe ich mehr Verantwortung, denn ich muss sofort reagieren, wenn es einer Patientin oder einem Patienten schlecht geht. Ich muss alle Werte wie Blutdruck und Temperatur interpretieren können und entsprechend handeln. Ich bin verantwortlich dafür, dass die Medikamente stimmen und die Infusionen und Verbände korrekt gemacht sind. Da kommt einiges zusammen. Wenn beispielsweise zwei operierte Patienten vom Operationssaal in ihr Zimmer gebracht werden müssen und es jemandem plötzlich schlechter geht, muss man Prioritäten setzen. Da ich jedoch in der Ausbildung bin, gibt es immer jemanden, der mir hilft. Was mir im Langzeitbereich sehr gut gefällt, ist, dass man mit der Zeit ein viel feineres Gespür für Menschen entwickelt und der Pflegeaspekt dabei zentral ist.

Hattest du nie Mühe, die Verantwortung zu tragen?

Ganz am Anfang schon. Ich hatte einfach Angst, dass etwas passieren würde und ich schuld daran wäre. Zum Glück haben wir aber jemanden im Hintergrund, der uns hilft. Ich setze mich oft selber ein bisschen unter Druck, aber je mehr Fachwissen vorhanden ist, desto sicherer werde ich.

Wie hältst du den nötigen Abstand zu den Patientinnen und Patienten?

Es ist für mich, wie wenn ich jemanden neu kennenlerne. Ich wahre Abstand, bin höflich und entschuldige mich auch immer, wenn ich die Intimpflege mache. Dabei achte ich sehr darauf, die Patientinnen und Patienten zu fragen, ob es ihnen unangenehm sei, wenn ich die Intimpflege durchführe.

Wie wichtig ist Teamarbeit in deinem Beruf?

Teamarbeit ist für mich wirklich wichtig, denn in Stresssituationen muss man sich auf das Team verlassen können.

Was muss eine Person mitbringen, um eine gute Fachfrau Gesundheit abzugeben?

Es braucht vor allem ein Gespür für Menschen und der Umgang mit anderen muss einem leicht fallen. Wir müssen die Gefühlslagen der Patientinnen und Patienten einschätzen können, damit wir sie zum Beispiel beruhigen, wenn sie aggressiv sind, oder trösten, wenn sie traurig sind.

Wie munterst du dich auf, wenn du einen schlechten Tag hast?

Manchmal überspiele ich das einfach. Ein Patient, der mich anlächelt, hilft da schon sehr. Ich sehe das Lächeln und der Rest spielt keine grosse Rolle mehr.

Wie empfindest du die Verknüpfung von Theorie und Praxis?

Theorie und Praxis sind häufig zweierlei. Die Theorie ist meist einfacher – aber um das Theoretische wirklich in die Praxis umzusetzen, haben wir oft nicht genügend Zeit. Deshalb ist es wichtig, Prioritäten zu setzen und festzulegen, was am Ende zählt. Wenn möglich, nehme ich mir die Zeit, Gelerntes aus der Schule bewusst in der Praxis anzuwenden.

Ist die Berufsschule neben dem Arbeiten eine Belastung?

Nein, im Gegenteil. Ich finde es eine richtige Entspannung. Ich mag es, in den Schulferien an einem Stück zu arbeiten, bin dann aber auch froh, wenn die Schule wieder anfängt. Wir lernen erneut richtig viel und ich finde es schön, wenn ich mich hinsetzen und zuhören kann.



Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo

**Aktivierungs-
fachfrau/
Aktivierungs-
fachmann
HF**



Together we are **STRONGER**



*Barbara Hächler, Aktivierungsfachfrau in Ausbildung,
(54 Jahre) Pflegezentrum Barmelweid*



Sie haben eigentlich in einem ganz anderen Berufsfeld gearbeitet. Wo haben Sie begonnen?

Ursprünglich habe ich Zahnarztgehilfin gelernt. Danach war ich viel auf Reisen und bin dann mehr als 20 Jahre bei der Swissair und der Swiss als Flugbegleiterin geflogen. Aus persönlichen Gründen habe ich mich dazu entschlossen, eine neue berufliche Herausforderung anzunehmen.

Wie kommt man zu diesem Beruf?

Ich habe schon vor drei Jahren an eine Umschulung gedacht und mir Gedanken darüber gemacht, ob ich noch bis zu meiner Pensionierung fliegen wolle. Daraufhin surfte ich im Internet und bin auf meine Ausbildung gestossen. Im früheren Pflegezentrum Laurenzenbad konnte ich dann einen Tag schnuppern und erste Eindrücke gewinnen.

Haben Sie sich noch über andere Berufe informiert?

Ich habe mich vorgängig über verschiedene Ausbildungsmöglichkeiten sehr gut informiert. Dabei wurde mein Wunsch, in die Aktivierung einzusteigen, immer deutlicher.

Was war ausschlaggebend, dass Sie sich für diese Ausbildung entschieden haben?

Wenn ich ganz an den Anfang meiner Ausbildungszeit zurückgehen könnte, wäre ich heute Ergotherapeutin. Ich wollte schon immer einen therapeutischen Beruf ausüben, aber die Fliegerei kam über mich wie eine Lawine. Die 20 Jahre waren total lässig, doch die Zeit verging eben auch wie im Flug. Die Arbeit im Flugzeug mit vielen Menschen ist anspruchsvoll. Die Passagiere verlassen den Flieger und danach trifft man sie nie wieder. Bei meiner neuen beruflichen Wahl war mir der längere und tiefere Kontakt zu den Menschen wichtig. Wir begleiten unsere Bewohnerinnen und Bewohner in den Tod. Unser Ziel ist es, das Beste aus den Menschen herauszuholen und ihr Befinden zu verbessern. Die Menschen hier sind so spannend und vielfältig. Wir können viel von ihnen lernen. Es geht nicht um ihr Geburtsdatum, sondern darum, wie sie ihr Leben gelebt haben.

Wie haben Sie das gelernt?

Mit steigender Lebenserfahrung lernt man das ganz von selbst. Ich denke, es ist ein lebenslanger Prozess. Es gibt natürlich auch traurige Momente, wenn zum Beispiel eine Bewohnerin oder ein Bewohner gestorben ist.

Leisten Sie viel Pflege in Ihrem Berufsalltag?

Wir sind nicht in der Pflege tätig. Wir bieten den Bewohnerinnen und Bewohnern durch verschiedene Aktivitäten Abwechslung im Alltag. Es steht unseren Bewohnerinnen und Bewohnern frei mitzumachen. Das hängt jeweils auch

von der Tagesverfassung ab. Wir informieren vorgängig und laden zu den Angeboten ein. Veränderungen und Gesundheitszustände der Bewohner werden berücksichtigt. Wir konzentrieren uns auf die Stärken der Bewohnerinnen und Bewohner und fördern ihre Ressourcen.

Haben Sie auch Berührungspunkte mit den Angehörigen?

Die haben wir auch, ja. Die Angehörigen haben manchmal auch Fragen an uns. Sie fragen zum Beispiel überrascht: «Das kann er noch?» Oder: «Ah, macht er auch mit?» Wir führen auch Einzeltherapien mit den Bewohnerinnen und Bewohnern durch. Einfache Tätigkeiten, wie zum Beispiel spielerisch mit Bauklötzen zu werken, können für einen motorisch sehr eingeschränkten Bewohner ein Erfolgserlebnis bedeuten. Viele Bewohner sprechen auch gerne über ihre Vergangenheit. Erlebnisse kommen dabei zurück und erlebte Stimmungen sind wieder präsent.

Dabei braucht es viel Geduld ?

Ja, es braucht Geduld. Denn wir müssen unsere Erwartungen den Bewohnerinnen und Bewohnern anpassen. Mit den Ressourcen, die ihnen noch bleiben, machen wir das Beste. Dadurch fühlen sie sich lebendiger, auch wenn das nur einen Moment dauert. Die Bewohnerinnen und Bewohner zehren dann von dieser Lebendigkeit. Gemeinsam lachen, kann den Tag bereits bereichern und stärkt die Gruppendynamik.

Mit einer Bewohnerin hatte ich ein besonders schönes Erlebnis. Sie war für mich nicht einfach einzuschätzen, da sie in ihrer Beweglichkeit und Sprache sehr eingeschränkt war. Bei einem Spaziergang haben wir Steine berührt und einen davon hat sie mitgenommen. Als ich die zuständige Betreuungsperson fragte, ob sie ihr den Stein geben könne, sagte die Bewohnerin deutlich: «Ja.» Ich hatte sie noch nie sprechen gehört. Solche Erlebnisse sind für mich grossartig. Wir sprechen auch viel mit den Bewohnerinnen und Bewohnern, knüpfen an bekannte Themen an oder geben ihnen Gegenstände zum Berühren. Daraus entstehen oft tolle Geschichten.



Haben sich Ihre Erwartungen an die Ausbildung erfüllt?

Ich habe mich ausführlich über den Beruf informiert. In meinem Alter bringe ich natürlich auch Lebenserfahrung mit. Mit meiner Ausbilderin, Agnes Siegenthaler, verstehe ich mich sehr gut und wir sind ein gutes Team. Sie bringt viel Erfahrung aus dem Behindertenbereich und der Aktivierung mit und ist ausgebildete Gerontologie-Fachfrau. Davon kann ich profitieren.

Interview mit einer Bewohnerin des Pflegezentrums Barmelweid

Sie sind Bewohnerin des Pflegezentrums Barmelweid. Wie lange sind Sie schon hier?

Schon seit zweieinhalb Jahren. Ich hatte zweimal einen Herzinfarkt und dann sagte der Arzt, dass ich nicht mehr länger allein im Haus bleiben dürfe. Als ich dann noch einen Herzkrampf erlitt, war klar, dass ich in ein Pflegezentrum gehen musste.

Gefällt es Ihnen hier?

Ja, ich bin zufrieden. Es gefällt mir hier ausserordentlich gut. Wir werden gut betreut und ich fühle mich von den Betreuerinnen und Betreuern sehr gut behandelt und nicht zuletzt schmeckt auch das Essen. Sie sind für mich da, wenn ich ein Problem habe. Vor drei Wochen bin ich knapp dem Tod entronnen, weil meine Lunge mit Wasser gefüllt war. Dank der schnellen Reaktion des Arztes habe ich es dann geschafft. Ich war danach noch einige Tage im Bett, hatte eine Lungenentzündung und ein bisschen Grippe. Ich kann das Pflegezentrum nur empfehlen.

Das ist schön. Haben Sie auch jeden Tag etwas zu tun?

Ja, es gibt viele Aktivitäten: Singen, Bewegungstherapie, Gedächtnistraining und Basteln. Wir machen also sehr viel zusammen mit Frau Hächler und Frau Siegenthaler. Und die beiden machen das super.

Wie gefällt es Ihnen beim Singen oder im Gedächtnistraining?

Immer gut. Ich mache alles mit Ausnahme des Bewegungstrainings. Damit möchte ich jedoch wieder anfangen, wenn es mir besser geht. Ab und zu stricke ich auch.

Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?

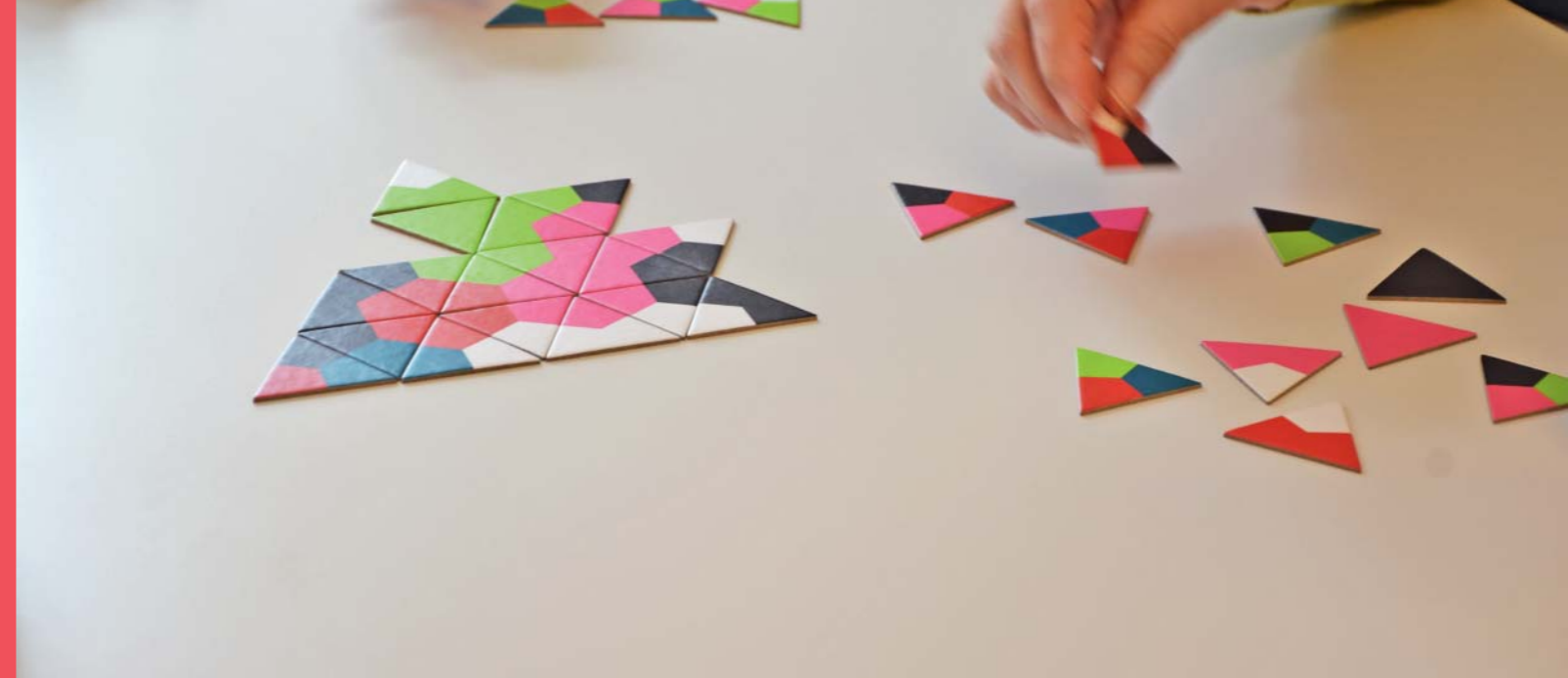
Ich bin 90 Jahre alt und bald schon 91.

Dann haben Sie also ganz viel um die Ohren?

Man darf nicht locker lassen. Ich bin froh, dass ich jetzt wieder mitmachen kann.

Das freut bestimmt auch die Aktivierungsfachfrauen?

Ja, die zwei Frauen unternehmen viel mit uns. Ich muss manchmal fragen, woher sie die Ideen für alle die Aktivitäten haben. Das ist unglaublich. Haben Sie die Ostersachen gesehen, die wir gebastelt haben? Die kommen bei allen auf den Ostertisch.



Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/Berufswahlinfo

Die Körperdetektive

Irene Leder und Elita Vinca, Studierende Fachfrauen für medizinisch-technische Radiologie HF
Beide im zweiten Ausbildungsjahr im Kantonsspital Baden



Welche Ausbildung habt ihr vor eurem HF-Studium abgeschlossen?

Elita: Ich bin gelernte Fachfrau Gesundheit.

Irene: Ich habe Medizinische Praxisassistentin (MPA) gelernt und in diversen Arztpraxen gearbeitet. Danach habe ich in ein Spital gewechselt und war dort in verschiedenen Bereichen tätig. Ich bin dann eigentlich durch einen Zufall in die Radiologie gekommen und war fünf Jahre im Kantonsspital Baden als MPA.

Irene, du hast ja vorher auch schon hier gearbeitet. Was ist denn der Unterschied zu jetzt?

Irene: Ich durfte vorher schon vieles machen, aber mit gewissen Einschränkungen. MRI (Magnetresonanztomografie) durfte ich zum Beispiel nicht durchführen. Da mich Röntgen schon immer sehr faszinierte, nahm ich die neue Ausbildung in Angriff. Die Entscheidung habe ich bisher nicht bereut, denn die Ausbildung gefällt mir nach wie vor und die Zeit vergeht wie im Flug. Jetzt dauert es noch ein Jahr, und dann stehen mir wieder andere Türen offen.

Elita, nach Fachfrau Gesundheit ist Fachfrau für medizinisch-technische Radiologie nicht die übliche Wahl. Weshalb hast du dich dafür entschieden?

Elita: Ich habe die Ausbildung durch das Bildungszentrum Careum kennengelernt. Ich war schnuppern, habe mir weitere Infos geholt und mich dann angemeldet. Mir war klar, dass ich nicht Fachfrau Gesundheit bleiben wollte und mehr Abwechslung brauchte. Es war eine super Entscheidung, diese Ausbildung zu machen. Ich habe schon so viel gelernt und konnte mein technisches Wissen vertiefen.

Gibt es in eurem Beruf viele Ausbildungsplätze?

Elita: Es gibt in der Deutschschweiz nur drei Schul-

häuser, die MTRA als Ausbildung anbieten, und die sind in Basel, Bern und Zürich. In Zürich wird zum Beispiel jedes Jahr eine Klasse mit 30 Personen gefüllt.

Irene: Unser Beruf ist leider nicht so bekannt. Dadurch bewerben sich nicht viele und die Praktikumsplätze sind auf die Studienplätze in der Schule beschränkt. Es ist auch nicht sinnvoll, viele Praktikumsplätze anzubieten, wenn die Schule keine Schülerinnen und Schüler mehr aufnimmt. Man bewirbt sich bei der Schule, kommt in ein Aufnahmeverfahren und absolviert einen Test, bei dem zum Beispiel das räumliche Denken geprüft wird. Besteht man diesen Test, kann man sich für einen Praktikumsplatz bewerben, besteht man dort das Eignungspraktikum, wird man zu einem Eignungsgespräch eingeladen. Wenn man dieses Gespräch erfolgreich besteht und einen Studienplatz am Careum erhalten und einen Praktikumsbetrieb gefunden hat, kann man die Ausbildung beginnen.

Weshalb ist räumliches Denken wichtig als MTRA?

Irene: Dass man sich Sachen in 3-D vorstellen kann, ist wichtig für unseren Beruf. Ausserdem steht man unter Zeitdruck. Man hat nicht lange Zeit zum Überlegen.

Wie viel verdient man in der Ausbildung?

Elita: Das ist von Spital zu Spital unterschiedlich. Im Vergleich zu Praxen bezahlt das Kantonsspital Baden gut. Das heisst, um die 1000 Franken monatlich, was für eine HF-Ausbildung gut ist. Wir erhalten mit jedem Ausbildungsjahr ein wenig mehr.

Irene: Es gibt zwar Vorgaben von der Schule, aber es ist dem Arbeitgeber überlassen, wie viel Lohn man dann bekommt.

Wie viele MTRA-Studierende bildet das Kantonsspital Baden momentan aus?

Irene: Insgesamt sechs, in jedem Lehrjahr zwei.

Müsst ihr im Berufsalltag viele technische Geräte beherrschen?

Elita: Wir bedienen nebst den Computern zum Beispiel ein Gerät in der Mammographie. Dann haben wir noch die Angiographie, die Gefässdarstellungen, wo wir je nach intervenierendem Arzt alle Geräte bedienen und

selber steuern müssen, von der Angiografie-Anlage über die Druckspritze, die Überwachungsgeräte für die Patientinnen und Patienten bis zur Bildnachbearbeitung.

Irene: Wir machen ausserdem Knochendichtemessungen oder arbeiten in der viszeralen Radiologie, das heisst Durchleuchtung. Dort stellen wir zum Beispiel den Magen-Darmtrakt mit Kontrastmitteln dar. Bei diesem Verfahren entstehen Röntgenbilderserien. Es gibt natürlich noch das konventionelle Röntgen, bei dem die bekannten Röntengeräte benutzt werden. Wir machen meistens zwei Ebenen, eine von vorne und eine von der Seite. So hat der Arzt zwei Bilder aus zwei verschiedenen Perspektiven.

Erzählt einmal von einem typischen Arbeitstag.

Elita: Ein Arbeitstag in der Computertomographie beginnt um 7.30 Uhr. Wenn es stationäre Anmeldungen gibt, werden diese vorgezogen. Unsere Leitstelle plant zwar unseren Tagesablauf, aber es kann einiges dazwischenkommen. Da ist es wichtig, selber entscheiden zu können, was Vorrang hat. Wenn eine Patientin/ein Patient vom Notfall mit Vermutung auf eine Hirnblutung angemeldet wird, müssen die ambulanten Patientinnen und Patienten etwas warten. Da kommt einiges zusammen und doch müssen wir den Überblick behalten. Der Arbeitstag endet um 16.40 Uhr.

Dann bist du den ganzen Tag am gleichen Gerät?

Elita: Ich bin den ganzen Tag am gleichen Gerät. Lebenslang am gleichen Gerät zu arbeiten, fände ich nicht so spannend. Aber einen Tag oder eine Woche am gleichen Gerät ist abwechslungsreich und bietet Action.

Kannst du uns erklären, wie eine Untersuchung im CT bei euch abläuft?

Elita: Ambulante CT-Abdomen-Untersuchungen sind immer ähnlich. Wir geben der Patientin oder dem Patienten oft ein Kontrastmittel, das sie oder er trinken muss. Das ist notwendig, damit der Verdauungstrakt im Körper besser dargestellt werden kann. Wir erklären den



Sinn und Zweck des Kontrastmittels und geben einen Fragebogen ab, den die Person ausfüllt. Sie zieht sich dann um – es ist entscheidend, dass sich an der zu untersuchenden Stelle kein Metall befindet. Denn sonst entsteht eine Überstrahlung und das Bild ist nicht mehr erkennbar. Wenn die Patientin oder der Patient das Kontrastmittel intravenös gespritzt kriegt, lege ich den Venenzugang. Ich kontrolliere auch, ob der Fragebogen richtig ausgefüllt wurde und ob es Ungereimtheiten gibt. Die Untersuchung mit dem Scannen dauert nicht lange, ungefähr zwei Minuten. Die Nacharbeit ist schon aufwändiger, denn wir machen eine Rekonstruktion und 3-D-Bilder, wenn die Person bereits weg ist. Je nach Untersuchung haben wir also nur ungefähr fünf Minuten Kontakt mit der Patientin oder dem Patienten.

Irene, wie sieht ein Tagesablauf auf deiner MRI-Station aus?

Irene: Bei uns ist es ähnlich, da wir auch viele ambulante Patientinnen und Patienten haben. Wir haben eine Zeitspanne eingerichtet, die wir ausschliesslich für Termine von stationären Patientinnen und Patienten brauchen. Es gibt auch ein Zeitfenster für diejenigen, die mit Anästhesie hierherkommen, weil sie zum Beispiel extreme Platzangst haben und deswegen eine Narkose benötigen. Beim MRI dauert eine Untersuchung im Minimum eine halbe Stunde und kann sich bis zu einer Stunde hinziehen. Wir müssen die Patientinnen und Patienten gut lagern, damit sie sich nicht bewegen. Wenn es Bewegung gibt, muss die Sequenz wiederholt werden, und das bedeutet bereits eine Verzögerung von fünf Minuten. Eine Verspätung können wir nicht mehr aufholen, denn das MRI läuft durchgehend von morgens um sieben bis abends um neun Uhr. Wir haben im MRI auch einen Fragebogen, der von der Patientin oder dem Patienten ausgefüllt werden muss. Darin wollen wir wissen, ob jemand Metalle, Platzangst oder Vorerkrankungen mitbringt, da zum Beispiel keine Metallteile ins MRI dürfen. Bei Personen mit Herzschrittmachern müssen spezielle Tauglichkeitsabklärungen getroffen werden, und selbst wenn der Herzschrittmacher MRI-tauglich ist, müssen diese Patienten vor und nach

dem MRI zum Kardiologen, um den Herzschrittmacher dafür zu «programmieren». Im MRI können wir von Kopf bis Fuss ziemlich alles untersuchen und auch hier braucht es oft Kontrastmittel. Damit wir das Kontrastmittel korrekt dosieren können, müssen wir Gewicht und Grösse der Patientinnen und Patienten genau kennen.

Wie lange dauert es, bis man Röntgenbilder deuten kann?

Elita: Wir lernen das alles in der Schule. In der Anatomie lernen wir zum Beispiel, wie ein Knie aufgebaut ist und wie ein Standardbild davon aussieht. Wenn man weiss, wie die guten Bilder aussehen und man die Anatomie kennt, kann man Brüche schnell erkennen.

Irene: Bei uns wird alles Schritt für Schritt angeschaut. Zuerst kommt die ganze Anatomie der Hand, danach der Ellbogen etc. So haben wir am Ende den ganzen Körper behandelt. Für unsere Arbeit müssen wir auch Lateinisch können, denn auf den Röntgenanmeldungen steht immer auf Lateinisch, welches Körperteil wir röntgen müssen. Es heisst zum Beispiel nicht Ferse, sondern *Calcaneus*. Egal ob in Italien, in der Schweiz oder sonst wo – Lateinisch wird von den Ärzten nach wie vor verwendet und international verstanden.

Braucht ihr bei eurem Beruf ein grosses technisches Verständnis und Know-how?

Elita: Bei uns ist das elementar. Man verlässt sich auf unsere Röntgenaufnahmen und es reicht nicht, Knöpfe zu drücken. Wir müssen verstehen, was wir an einem Gerät machen und wie sich das dann auf das Bild auswirkt. Um gute Röntgenbilder zu kriegen, muss man zum Beispiel auch die Körpermasse berücksichtigen.

Welche Stärken sollte man mitbringen, wenn man MTRA werden möchte?

Irene: Man sollte flexibel und physisch wie psychisch belastbar sein, weil man doch vieles mitkriegt, das nicht so schön ist. Damit muss man umgehen können. Selbstständiges Arbeiten und technisches Interesse sind auch gefragt. Nicht zuletzt muss man auch mit Menschen arbeiten können, denn es ist nicht nur ein technischer, sondern auch ein sozialer Beruf.

Elita: Bei uns gibt es sehr turbulente Zeiten und deshalb ist ein guter Umgang mit Stress wichtig. Man muss schnell Verantwortung übernehmen und ein bisschen Humor schadet ebenfalls nicht.

Habt ihr eine Strategie, wie ihr mit belastenden Situationen umgeht?

Irene: Auch wenn es Menschen sind, dürfen wir nicht vergessen, dass wir einen Job ausüben und lernen müssen, gewisse Situationen objektiv zu betrachten. Am Anfang

ist das vielleicht ein bisschen schwierig, mit der Zeit wird es aber einfacher. Wenn es doch Erlebnisse gibt, die nicht spurlos an mir vorbeigehen, habe ich meine Ausgleichsmöglichkeiten oder ich spreche mit jemandem darüber.

Was gefällt euch besonders an eurem Beruf?

Elita: Mir gefällt es, dass ich bei jeder Patientin oder jedem Patient wieder von neuem anfangen und versuchen kann, ihr oder ihm die Sorgen abzunehmen. In der Mammographie zum Beispiel finde ich es wertvoll, wenn ich jemanden trösten oder zum Lachen bringen kann.

Irene: Es ist schon ein vielseitiger Beruf, und was mich besonders fasziniert, ist die Bildgebung. Man sieht wirklich das Innere des Menschen. Wir können Sachen bis ins hinterste Detail auf verschiedenste Art und Weise darstellen.

Was war euer bisher schönstes Erlebnis?

Elita: Ich habe in der Mammographie einmal Röntgenaufnahmen von einer Patientin gemacht. Ein paar Monate später kam sie wieder zum Röntgen. Sie hat mich erkannt und wusste noch meinen Namen. Sie sagte mir, ich hätte sie schon das letzte Mal so lieb behandelt. Leider habe ich sie nicht wiedererkannt, da wir jeden Tag so viele verschiedene Menschen um uns haben. Bei uns ist es sehr hektisch und da ist es schön, wenn die Patientinnen und Patienten die Freundlichkeit trotzdem sehen.

Was ist eure tägliche Motivation?

Elita: Ich mache meine Arbeit hier sehr gerne. Ich finde es spannend und es macht mir Spass. Die Leute hier sind auch sehr lieb und wir haben ein lässiges Team. Ausserdem pflegen wir eine lockere Umgangsform miteinander, was natürlich in Stresssituationen gut ist.

Irene: Die meisten Mitarbeitenden kenne ich schon recht lange und ich weiss genau, wer wie tickt. Wir haben hier auch sehr gute Vorgesetzte, die uns unterstützen. Ich bin jetzt schon seit sieben Jahren hier, und ich war zuvor noch nie so lange an einem Ort. Ich freue mich jeden Tag von Neuem, zur Arbeit zu gehen, weil ich nie weiss, was der Tag alles mit sich bringt und wen ich alles antreffen werde.

Gibt es noch etwas, das ihr den Jugendlichen im Berufswahlalter gerne mitgeben möchtet?

Irene: Es ist ein sehr attraktiver Beruf, weil man auch viele Weiterbildungsmöglichkeiten hat. Seit Jahren wird Fachpersonal gesucht, aber die Ausbildung ist einfach nicht so bekannt. Ich finde es schade, weil die Bildgebung immer wichtiger wird. Es wird also immer Personal brauchen und es wäre schön, wenn es ein bisschen mehr von uns gäbe.

Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo



Nimm jeden Tag, wie er kommt

Lara Wey, Fachfrau Betreuung, Fachrichtung Behindertenbetreuung
1. Lehrjahr, 17 Jahre, Borna, Rothrist

Weshalb hast du dich gerade für die Arbeit mit Menschen mit einer Beeinträchtigung entschieden?

Der Beruf hat mich schon immer sehr beeindruckt. Zudem habe ich meine Mutter und meine Grossmutter viel bei ihrer Arbeit begleitet, als ich klein war. Beide arbeiten schon lange in diesem Beruf.

Hast du auch noch ein Praktikum gemacht?

Ja, ich habe hier in der Borna auch ein einjähriges Praktikum absolviert. Ich wollte sicher sein, dass ich den richtigen Beruf wähle. Es war mir wichtig, dass ich meine Ausbildung nicht abbrechen würde, sollte sie mir plötzlich nicht mehr gefallen.

Haben sich die Erwartungen an deine Lehre erfüllt?

Ja, zu einem Grossteil. Es ist eine sehr gute Ausbildung und ich finde jedes einzelne Fach super spannend. Ich begegne auch vielen Herausforderungen und finde, dass ich in diesem Beruf etwas leisten kann, das ich gerne mache.

Was gefällt dir besonders an deiner Arbeit in der Borna?

Ich finde die Arbeit super und kann nichts Negatives darüber sagen. Ich arbeite sehr gerne, weil ich immer wieder merke, wie dankbar die Bewohnerinnen und Bewohner sind und wie viel Herzlichkeit sie zurückgeben.

Wirst du während deiner ganzen Ausbildung auf derselben Abteilung bleiben?

Ich bin grundsätzlich drei Jahre hier eingeplant. Es ist aber möglich, dass ich eine Woche auf einem anderen Stock arbeite werde, um zu sehen, wie die Arbeit dort ist.

Wie sieht bei dir ein normaler Arbeitstag aus?

Am Morgen informiere ich mich im Morgenrapport über das, was ansteht. Wenn wir zu zweit sind, sprechen wir uns ab, wer welche Aufgaben übernimmt. Danach nehme ich unsere Bewohnerinnen und Bewohner aus dem Bett, pflege sie und bringe sie an den Frühstückstisch. Ich bereite ihre Mahlzeiten vor und bin dafür ver-



antwortlich, dass sie ihre Medikamente kriegen. Nach dem Frühstück begleite ich sie zurück in ihr Zimmer, wo sie die Zähne putzen und die Jacke anziehen. Danach gehen die Bewohnerinnen und Bewohner in die Werkstatt zur Arbeit. Ich räume die Küche auf, reinige sie und gehe an den Rapport. Bis 11.30 Uhr haben wir Bürozeiten und dann kommen unsere Bewohnerinnen und Bewohner zurück von ihrer Arbeit in der Werkstatt. Wir essen gemeinsam und ich helfe ihnen beim Schöpfen sowie dabei, das Essen in mundgerechte Stücke zu schneiden, wenn sie das nicht selbst können. Nach dem Essen begleite ich sie zur Toilette. Ich mache Ordnung in der Küche und danach gönne ich mir eine Pause.

Wie gross ist der pflegerische Anteil in deinem Beruf?

Auf meiner Abteilung fällt nicht so viel Pflegearbeit an. Zwei unserer Bewohnerinnen und Bewohner unterstützen wir beim Aufstehen und Waschen.

Und wie viel beträgt der administrative Teil deiner Arbeit?

Wenn es spezielle Vorfälle gibt, trage ich das in unser System ein. Wir müssen auch Arbeitsdokumentationen schreiben. Die fange ich meist hier an und schreibe sie zu Hause fertig.

Welche Aktivitäten macht ihr mit den Bewohnerinnen und Bewohnern?

Sie gehen jeden Dienstag schwimmen, oder wenn es von der Planung her geht, kochen wir ein bis zwei Mal im Monat zusammen. Eine Bewohnerin besucht zum Beispiel einmal im Monat ein therapeutisches Reiten. Die Bewohnerinnen und Bewohner können selbst auswählen, was sie gern machen möchten, wenn es das Budget zulässt. Sie dürfen auch ab und zu im Perry Center shoppen, damit sie ein bisschen Abwechslung haben.

Arbeiten alle in einer Werkstatt?

Ja, alle Bewohnerinnen und Bewohner auf meiner Abteilung arbeiten in einer Werkstatt. Es gibt neun verschiedene Werkstätten: Textilwerkstatt, Allgemeine Abteilung, Holzwerkstatt, Bürstenmacherei, Sesselflechterei, Montage, Spedition, Atelier, Externe Einsätze (Einsätze in anderen Firmen wie Rivella AG, Mewa, Coop etc.).

Verkauft ihr die Produkte, die bei euch in der Werkstatt produziert werden?

Einmal im Jahr ist Tag der offenen Tür und Basar. Da erwarten wir viel Besuch und es herrscht ein reger Betrieb. Wir haben zudem bei uns in der Borna einen Laden und einen Stand am Markt in Rothrist und anderen Märkten, wo wir unsere selbst gemachten Produkte verkaufen.

Verdienen die Bewohnerinnen und Bewohner etwas bei ihrer Arbeit in der Werkstatt?

Ja, alle verdienen etwas. Das Geld gehört ihnen und sie können damit machen, was sie wollen.

Wie sehen die Arbeitszeiten der Bewohnerinnen und Bewohner aus?

Das ist von Person zu Person unterschiedlich. Die tendenziell stärkeren Personen oder die externen Bewohnerinnen und Bewohner beginnen um 7.00 Uhr und arbeiten bis 11.30 Uhr. Danach von 13.00 Uhr bis ungefähr 16.30 oder 17.00 Uhr. Die Personen, die ab 7.00 Uhr arbeiten, haben zwei Pausen. Unsere Bewohnerinnen und Bewohner arbeiten vom Montag bis Freitag.

Was macht ihr am Wochenende mit den Bewohnerinnen und Bewohnern?

Wir trinken meistens einen Kaffee zusammen oder gehen spazieren – je nach Wetter. Wir waren auch schon zusammen in einem Einkaufszentrum. Das war spannend für sie, aber anstrengend für mich.

Gibt es auch Ferienlager mit den Bewohnerinnen und Bewohnern?

Jeder Stock plant einmal im Jahr ein Lager. Das kann im Frühling, im Sommer, im Herbst oder im Winter sein. Jede Bewohnerin und jeder Bewohner beteiligt sich mit 100 Franken daran und der Rest wird von der Borna übernommen. Dieses Jahr haben wir fünf verschiedene Angebote: Magliaso, Lenk, Twann, Ringgenberg und Schwarzwald. Die Bewohnerinnen und Bewohner dürfen selber auswählen, wo sie hin möchten.



Kannst du dir vorstellen, so ein Lager zu begleiten?

Ich war in meinem Praktikum schon einmal dabei. Es war zwar sehr schön, aber doch anstrengend. Die ganze Woche waren wir jeden Tag 24 Stunden alarmbereit, denn auch in der Nacht mussten wir nachsehen und unsere Bewohnerinnen und Bewohner betreuen.

Welche Aktivitäten gab es im Lager?

Wir sind Boot gefahren, waren einen Tag lang in Konstanz einkaufen, haben Minigolf gespielt sowie ein Oldtimer- und Flugzeugmuseum besucht. Wir haben auch ausgiebige Spaziergänge gemacht und gut gegessen.

Arbeitest du auch am Wochenende?

Ja, meistens einmal im Monat an einem Samstag und Sonntag. Es stört mich auch nicht wirklich. Am Wochenende ist es ruhiger und die Bewohnerinnen und Bewohner arbeiten nicht.

Wie gehst du mit den Schicksalen der einzelnen Bewohnerinnen und Bewohner um?

Wenn mir Bewohnerinnen oder Bewohner sehr am Herzen liegen, geht mir das manchmal schon nah. Ich probiere, es so gut wie möglich zu verarbeiten. Bisher ging es immer gut und ich hatte noch nie Probleme. Wenn ich die Borna verlasse, höre ich oft Musik, schalte ab und konzentriere mich auf etwas anderes.

Was machst du, wenn du mal einen schlechten Tag hast?

Wenn das der Fall ist, spreche ich mit meinen Arbeitskolleginnen darüber. Sie wissen meistens auch, worum es geht, und erzählen von ihren eigenen Erfahrungen. Ein gutes Gespräch hilft mir bei einer belastenden Situation immer.

Der Umgang in der Borna ist sehr herzlich. Wie kommst du mit Nähe und Distanz in der Arbeit klar?

Wir müssen wirklich darauf achten, dass wir nicht zu enge Beziehungen eingehen, und wir müssen auf uns achten. Ich grenze mich auch ab, wenn es sexuelle Anspielungen gibt. Das mag ich nicht und kommuniziere das auch so, was akzeptiert wird.

Was sind die Schattenseiten in deinem Beruf?

Es fällt immer mehr administrative Arbeit an. Ich mache das zwar nicht ungern, aber anderes fällt mir leichter.

Es ist also dein Traumjob?

Bis jetzt schon – ich hoffe, dass ich meine Meinung nicht mehr ändere.

Welche Eigenschaften sollte man als Fachfrau/Fachmann Betreuung mitbringen?

Geduld ist sehr wichtig. Man muss auch geistig und körperlich stabil sein. Wir laufen jeden Tag sehr viel – zu den Zimmern und wieder zurück, etwas holen oder vorbereiten.



Möchtest du gerne mehr über diese Ausildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo

Ein Beruf mit Ambitionen

Isabel Frei, Biomedizinische Analytikerin HF
6. Semester, 25 Jahre, Gesundheitszentrum Fricktal



Labor

Zutritt für Unbefugte verboten



Was hast du für eine Erstausbildung gemacht?

Ich habe die Fachmittelschule im Bereich Gesundheit und Naturwissenschaften in Basel besucht. Nach Abschluss der Fachmittelschule kann man direkt mit der Ausbildung zur Biomedizinischen Analytikerin beginnen.

Weshalb gerade Biomedizinische Analytikerin HF?

Zuerst wollte ich die Ausbildung zur Chemielaborantin machen. Aber dann habe ich mich entschieden, vorgängig die Fachmittelschule zu absolvieren. Die Arbeit im Labor interessierte mich schon immer und daher habe ich mich informiert, in welchen Berufen die Laborarbeit sonst noch gefragt ist. Seit meiner Kindheit fand ich Medizin spannend. Auch dass mein Vater in der Branche tätig ist, hat mir bei der Berufswahl weitergeholfen. Die Recherche im Internet führte mich schliesslich zur Ausbildung zur/zum Biomedizinischen Analytiker/in HF. Ich habe sofort gemerkt, dass die Ausbildung zu mir passt, und mich dafür angemeldet. Meine Erwartungen haben sich absolut erfüllt und ich würde mich sofort wieder dafür entscheiden.

Hast du vorher auch geschnuppert?

Ja, ich habe drei Tage im Kantonsspital Aarau geschnuppert. Das Labor war dort völlig anders als hier, aber es hat mir gut gefallen.

Kann man sich in eurem Beruf auch weiterbilden?

Es gibt Diplomprüfungen, mit denen man zur Ausbilderin oder zum Ausbilder wird oder die Laborleitung übernehmen kann.

Welche Tätigkeit gefällt dir bisher am besten?

Der Bereich der Hämatologie, also dort, wo Blut untersucht wird. Hier bin ich momentan auch im Praktikum eingeteilt und es macht mir am meisten Spass. So kann ich am Mikroskop arbeiten und die Blutbilder beobachten.

Kannst du die Unterschiede zwischen euren Fachbereichen beschreiben?

Unser Berufsfeld umfasst fünf Fachbereiche, von denen es aber nicht alle hier im Gesundheitszentrum Fricktal gibt. Wir haben hier wie bereits erwähnt die Hämatologie, in der Blutbilder unter dem Mikroskop bestimmt werden. In der klinischen Chemie wird viel mit Geräten und weniger manuell gearbeitet. Auch die Immunhämatologie, in der Blutgruppen bestimmt werden, gibt es hier. In der Histologie wird das Gewebe analysiert, was eine sehr handwerkliche Arbeit ist. Schliesslich gibt es noch die Mikrobiologie, in der Bakterien oder Pilze identifiziert werden. Glücklicherweise muss ich mich jetzt noch nicht festlegen. Ich kann nach der Ausbildung in irgendeines der aufgezählten Arbeitsfelder einsteigen.

Wie sieht bei dir ein normaler Arbeitstag aus?

Meist bin ich um 7.00 Uhr da und schaue als Erstes, welche Proben und Patientenaufträge gekommen sind. Ich kontrolliere auch alle Geräte und schaue, ob alles in Ordnung ist und die Reagenzien aufgefüllt sind. Dazu gehört auch die Qualitätskontrolle, in der geprüft wird, ob die Geräte noch korrekt messen. Es ist entscheidend, dass die Qualitätskontrolle vor allem anderen kommt, da ich garantieren muss, dass jedes Gerät korrekt misst. Der Rest der Arbeit ist tagesabhängig.

Wie muss man sich das vorstellen, wenn ihr einen Notfall habt?

Wir haben dann entsprechende Prioritäten und wir müssen auch nicht alles stehen und liegen lassen. Es ist jedoch wichtig, dass wir differenzieren und wissen, um was für einen Notfall es sich handelt. Die Patientinnen und Patienten warten dann mit der Ärztin oder dem Arzt auf das Ergebnis. Daher müssen wir schon schnell sein.

Wie viele Mitarbeitende sind hier auf eurer Abteilung?

Zusammen mit den Praktikantinnen und Praktikanten sind es neun Mitarbeitende.

Welche Arbeiten machst du nicht so gerne?

Das hängt davon ab, wie viel wir zu tun haben. Wenn ich täglich fünf bis sechs Urinproben auf einmal kontrollieren muss, ist die Arbeit nicht mehr so spannend.



Nimmst du auch Blut ab?

Ja, das gehört auch zur Ausbildung. Wir haben hier eine Ärztin, die auf Diabetes spezialisiert ist und Sprechstunden anbietet. Die Diabetes-Patientinnen und -Patienten kommen danach bei uns vorbei. Wir nehmen ihnen Blut ab, untersuchen es und leiten das Ergebnis an die Ärztin weiter.

Was fehlt Menschen, die an Diabetes leiden, und welche Symptome sind zu beobachten?

Sie haben erhöhte Glukose- und Langzeitzucker-Werte. Es gibt zwei Typen von Diabetes: Typ eins ist insulinabhängig und Typ zwei nicht. Einige haben viel Durst, müssen aber auch viel auf die Toilette gehen.

Hattest du nie Ekel vor Blutuntersuchungen?

Nein, überhaupt nicht. Da ich als Kind schon immer etwas mit Medizin machen wollte, hat mich das bisher noch nie gestört. Was ich nicht so gerne mache, ist, einen Stuhlgang zu testen. Man gewöhnt sich aber daran.

Kannst du deine Kenntnisse auch in deinem Privatleben anwenden?

Es ist lustig, wie häufig Freunde mich um Rat fragen. Ich kann auch bei wichtigen Anliegen helfen und interpretieren, was die Laborwerte eines Familienmitglieds genau zu bedeuten haben und wo Gefahren liegen.

Was macht dich stolz in diesem Beruf?

Ich bin stolz darauf, dass ich auch in Stresssituationen multitaskingfähig bin und sehr vieles auf einmal machen kann. Vieles erledige ich selbstständig und nehme dabei auch Verantwortung wahr. Das finde ich super. Bei Fragen kann ich auch jederzeit eine Ärztin oder einen Arzt anrufen.

Braucht es für diesen Beruf denn eine technische Begabung?

Ja, man muss manuell und technisch sehr begabt sein. Wir arbeiten an vielen Geräten und müssen geduldig sein, wenn eines mal nicht richtig funktioniert. Da das häufig der Fall ist, müssen wir erkennen, wo das Problem liegt. An einigen Tagen läuft es einwandfrei und an anderen gelingt es nicht so gut.

Wieso freust du dich am Morgen, zur Arbeit zu gehen?

Es motiviert mich, dass mein Beruf extrem interessant ist. Wir haben immer neue Patientinnen und Patienten, und obschon die Arbeit stets aus ähnlichen Schritten besteht, ist sie nie gleich. Unser Beruf ist sehr abwechslungsreich und es wird einem nie langweilig. Mir persönlich gefällt das Erstellen eines Differentialblutbilds sehr. Das ist eine Routineuntersuchung, die die Zusammensetzung der weissen Blutkörperchen zeigt.

Welche Eigenschaften neben der Geduld braucht es noch in deiner Ausbildung?

Teamfähigkeit ist sehr wichtig. Wenn wir mit unseren Aufgaben nicht fertig werden, müssen wir kommunizieren, welche Pendenzen wir noch haben, und die Arbeit unseren Kolleginnen und Kollegen übergeben. So können andere dort weitermachen, wo wir aufgehört haben.

Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?

Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website

www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo



FaBe K
NHB
Fachfrau/Fachmann Betreuung,
Kinderbetreuung,
Nachholbildung



MIT EMPATHIE, OFFENHEIT UND EINER POSITIVEN EINSTELLUNG DURCH DIE AUSBILDUNG

Jury Astrouski, Fachmann Betreuung, Fachrichtung Kinderbetreuung in der Nachholbildung (FaBe K NHB), 1. Ausbildungsjahr, 29 Jahre, casa cantero, Turgi

Welchen Beruf hast du vor deiner Ausbildung gelernt?

Ich bin ursprünglich aus Weissrussland und habe dort die Ausbildung zum Geschichtslehrer gemacht. Vor drei Jahren kam ich in die Schweiz und arbeitete zuerst als Hilfsgärtner. Danach begann ich meine Ausbildung in der casa cantero und dort bin ich jetzt schon seit fast drei Jahren.

Wieso der grosse Wechsel vom Hilfsgärtner zum Kinderbetreuer?

Weil das meinem Herzen entspricht. Die Arbeit mit Menschen macht mir Spass. Ich habe Geschichte studiert und die Geschichte der einzelnen Menschen ist für mich auch sehr spannend. Ich habe ein zweijähriges Kind und finde es praktisch, dass ich mir in meiner Ausbildung Wissen für mich persönlich aneignen kann.

Kannst du die Theorie, die du in der Schule lernst, hier umsetzen?

Ja, besonders die Kommunikationstheorie von Watzlawick macht es einfacher, mit Kindern zusammen zu arbeiten. Nicht alle Kinder sind einfach im Umgang. Ich habe festgestellt: Wenn der Ton stimmt und ich richtig mit ihnen spreche, komme ich schneller zum Ziel. Ich bin dann auch in der Lage, die Kinder besser zu beruhigen. Wenn man aber gewisse Theorien in der Praxis anwenden will, braucht es dafür viel Zeit.

Neben der Berufsschule besuchst du noch Kurse in der OdA GS Aargau. Inwiefern helfen die überbetrieblichen Kurse im Berufsalltag?

Ich denke, das kommt immer darauf an, wer uns gerade unterrichtet. Es gibt wirklich überbetriebliche Kurse, bei denen ich etwas lernen kann. Andererseits habe ich auch schon solche besucht, die mir nicht wirklich weitergeholfen haben.

Du arbeitest hier in einem Hort. Was ist der Unterschied zwischen einem Hort und einer Kinderkrippe?

Wir bieten betreutes Wohnen für Frauen, die sich gerade in einer schwierigen Lebenssituation befinden. Die Bewohnerinnen und Bewohner werden individuell im geschützten Rahmen gefördert. Wir betreuen Frauen, Schwangere, Kinder und Mütter, Kleinkinder und Kinder bis zwölf Jahre.

In welchem Alter sind die Kinder, die du hier betreust?

Die Kinder sind zwischen zwei und vier Jahren alt, aber wir haben auch Babys. Ich arbeite mit Kindern zusammen, die maximal vier Jahre alt sind.

Wie sieht bei dir ein normaler Arbeitstag aus?

Das ist sehr unterschiedlich und hängt von den verschiedenen Schichten ab. Wenn ich wie heute beginne, dann bin ich nur im Hort. Wir haben hier alle einen Tag für unsere kreative Sequenz. Meine ist jeden Dienstag. Wir machen nächste Woche zum Beispiel eine Collage und vorher haben wir mit Naturmaterialien gebastelt. Dafür haben wir alles Mögliche im Wald oder auf der Strasse gesammelt. Ich plane immer ein wenig Kreativität ein, aber ich finde es auch wichtig, dass die Kinder ihre eigenen Ideen realisieren können.

Woher nimmst du deine Ideen?

Vieles denke ich mir aus oder ich frage meine Schwiegermutter, die Kindergärtnerin ist. Ganz selten suche ich Inspiration im Internet. Da ich selber eine kleine Tochter habe, überlege ich mir, was sie machen würde, was sie gerne spielt und was bei ihr gerade aktuell ist. Wenn Aktivitäten und Spiele mit meiner Tochter klappen, setze ich sie mit den Kindern im Hort um.

Wie sieht die Arbeit mit den Eltern der Kinder aus?

Wir begleiten die Erwachsenen eigentlich nur. Wir kochen und essen zusammen, oder ich passe auf ein Kind

auf, dessen Mutter einen Arzttermin hat. Wenn die Mutter erkrankt ist, gebe ich ihr zum Beispiel Medikamente und schaue auf ihr Kind.

Kannst du dich an ein schönes Erlebnis mit den Kindern oder den Erwachsenen erinnern?

Jeden Tag erlebe ich Schönes, deshalb bin ich ja hier. Negative Einflüsse machen mir nichts, weil die Erfahrung, hier zu arbeiten, an sich sehr positiv und gut ist. Ich weiss, dass ich immer etwas lernen kann. So mache ich es das nächste Mal besser – und das ist für mich die wichtigste Erkenntnis.

Welche Arbeit in deinem Beruf gefällt dir am besten?

Mir gefällt einfach die Arbeit mit Kindern und Erwachsenen sehr.

Wo siehst du die Schattenseiten in deinem Beruf?

Mir persönlich gefällt der Nachtdienst nicht so. Ich bin am nächsten Tag meist erschöpft und kann nicht gut schlafen. Sonst mache ich eigentlich alles gerne.

Wie oft hast du denn Nachtdienst?

Das ist ganz unterschiedlich. Wir haben hier auch keine speziellen Regeln. Diesen Monat hatte ich vier Nachtdienste. Es gab aber auch schon Monate, da hatte ich gar keinen.

Musst du auch am Wochenende arbeiten?

Ja, auch am Wochenende und an Feiertagen bin ich hier. Das ist auch kein Problem mit meiner Familie. Meine Frau akzeptiert das.

Was motiviert dich am Morgen, zur Arbeit zu gehen?

Mich interessieren Menschen sehr. Ihre Beweggründe für bestimmte Taten oder allein schon der Grund, weshalb sie sich gerade in einer speziellen Lebenssituation befinden. Es motiviert mich, den Menschen helfen zu können. Damit ich das tun kann, muss ich aber zuerst die ganzen Lebensumstände verstehen und kennenlernen. Ich lese sehr viel und finde Philosophie unheimlich spannend. Die Bedürfnisse und die Entwicklung eines Individuums sind ein Thema, mit dem ich mich oft beschäftige. Ich bin der Meinung, man sollte einem Menschen helfen, wenn er Hilfe braucht. Das ist meine innere Haltung und ich freue mich, wenn ich Hilfe anbieten kann.

Spricht da der Lehrer aus dir?

Ja, aber ich bin kein Erzieher. Ich kooperiere gerne mit Kindern und Erwachsenen, deshalb finde ich Bestrafung nicht der richtige Weg. Für mich ist es wichtig, ein Teil dieser Gesellschaft zu sein und andere zu begleiten, wo ich kann. Ich befehle auch niemandem etwas, und in der Schweiz existieren sowieso schon sehr viele Strukturen, die uns Menschen begrenzen und einengen.



Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo

Teamarbeit, Kommunikation, Selbstverantwortung und Risikoabschätzung entscheiden über Leben und Tod

Nina Fritschi, Fachfrau Operationstechnik HF
1. Semester, 25 Jahre, Kantonsspital Aarau

Charlotte Eich, Fachfrau Operationstechnik HF
6. Semester, 25 Jahre, Kantonsspital Aarau

Charlotte Eich, 6. Semester

In welchem Ausbildungsjahr bist du zurzeit?
Ich bin im dritten Ausbildungsjahr und bald fertig.

Welche Ausbildung hast du vor derjenigen zur Fachfrau Operationstechnik gemacht?

Ursprünglich habe ich bei einem Kinderarzt in Wohlen die Ausbildung zur Medizinischen Praxisassistentin gemacht.

Und wie bist du dann zur Operationstechnik gekommen?

Eine Bekannte hat mich darauf aufmerksam gemacht. Da ich wusste, dass sie in einem Operationssaal arbeitete, habe ich sie gefragt, ob ich bei ihr schnuppern dürfe. Sie nahm mich daraufhin ins Unispital Zürich mit, wo ich einen Einblick in den Notfall erhielt. Sie waren gerade dabei, notfallmässig eine Kraniotomie durchzuführen – also die Öffnung eines menschlichen Schädels. Ich fand das total interessant zum Zuschauen. Diese Bildgebung hat mich einfach begeistert, da die Anatomie des Menschen so besser wahrgenommen werden kann.

In welcher Abteilung bist du jetzt?

Ich bin momentan in der viszeralen Chirurgie eingesetzt, also dort, wo alle Operationen an Bauchorganen durchgeführt werden. Zuvor war ich bereits in der Trauma-, der Hals-Nasen-Ohren- (HNO-) und der Gynäkologie-Abteilung.

Wie muss man sich als Laie die Unterschiede vorstellen?

In der HNO sind die Instrumente ganz anders als in den anderen Abteilungen. Vor allem am Ohr wird mit dem Mikroskop gearbeitet. Zudem sind die Instrumente sehr fein und es ist speziell mit diesen Instrumenten zu arbeiten. Die Instrumente zwischen den einzelnen Fachgebieten sind sehr unterschiedlich. In der Traumatologie wird zum Beispiel mit Schrauben, Platten und Bohrmaschinen gearbeitet.

Sagt dir die Ärztin oder der Arzt, welche Instrumente du geben musst, oder weisst du das?

Der Operationsablauf muss uns bekannt sein. Wir müssen konzentriert und vorausschauend das nächste Instrument geben. Im Grunde genommen müssen wir im Voraus schon wissen, welche Instrumente sie oder er braucht. Die Operation müssen wir Schritt für Schritt mitverfolgen, und wenn man die Reihenfolge kennt, weiss man auch, welche Instrumente die Ärztin oder der Arzt braucht. Das kann je nach Operateurin oder Operateur jedoch ganz unterschiedlich sein.

Lernt ihr diese Operationsschritte in der Schule?

Ja, genau. In der Schule lernen wir jedoch nicht im Detail, welche Instrumente die Operateurin oder der Operateur benötigt, sondern vielmehr die Operationsabläufe und was dabei geschieht. So wissen wir zum Beispiel, dass wir beim Nähen von Wunden das entsprechende Nadelmaterial bereithalten müssen.

Du warst ja bereits in verschiedenen Abteilungen tätig. Wo hat es dir bis jetzt am besten gefallen?

Die HNO-Abteilung hat mir sehr viel Spass gemacht, weil es eine ganz besondere Welt ist. Man ist in einem viel kleineren Team teilweise nur mit einer Ärztin oder einem Arzt. Man macht gezielte und vorsichtige Bewegungen, wenn man der Operateurin oder dem Operateur ein Instrument reicht. Alle sind ganz konzentriert, deshalb muss es im Saal auch ruhig sein.

Hört ihr zu den Operationen auch Musik wie in der Fernsehserie «Emergency Room»?

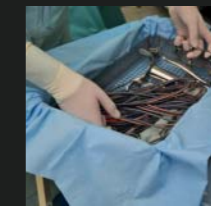
Ja, heute haben wir auch Musik gehört. Gerade wenn die Patientinnen und Patienten in der Lokalanästhesie (örtliche Betäubung) sind, richtet sich der Musikwunsch nach den Patienten. Ich habe vor kurzem eine Arbeit darüber geschrieben, dass Musik während einer Operation die Patientinnen und Patienten beruhigt.

Wie lang dauerte die längste Operation, bei der du assistiert hast?

Die längste Operation, bei der ich mithalf, dauerte ungefähr fünf oder sechs Stunden. Dabei dürfen wir weder essen noch trinken, noch auf die Toilette gehen. Am Ende leidet die Konzentration zwar ein bisschen, aber es geht und man gewöhnt sich an das Stehen. Die sechs Stunden vergehen auch schnell, wenn man konzentriert bei der Sache ist.

Wie sieht bei dir ein normaler Arbeitstag aus?

Der Morgen beginnt immer mit dem Morgenrapport. Entweder im grossen Pausenraum – das ist immer montags und donnerstags – oder sonst in Saal 8. Dort werden Infos ausgetauscht oder spezielle Sachen mitgeteilt. Danach bereiten wir das Material für die Operationen vor, die auf dem Tagesprogramm stehen, und richten den Operationssaal ein, legen Handschuhe bereit und klären ab, ob die Patientin oder der Patient Allergien hat. Dann haben wir meistens noch etwa zehn Minuten Zeit, um etwas zu trinken oder auf die Toilette zu gehen. Danach spricht man sich ab, wer welche Operation instrumentiert.



Braucht es beim Umgang mit allen Geräten und Instrumenten eine technische Affinität?

Der technische Aspekt spielt in unserem Beruf eine wichtige Rolle. Auch für uns Jungen welche mit Computer und Handy aufgewachsen sind, sind die Geräte eine Herausforderung.

Was war für dich das schönste Erlebnis, das du in deiner Ausbildung hattest?

Wenn man mit den Patientinnen und Patienten reden kann, und sie Danke sagen. Ich nehme Patientinnen und Patienten gerne die Angst, in dem ich mich mit ihnen unterhalte und sie dadurch etwas ablenke.

Was macht dich besonders stolz?

Ich finde die grosse Verantwortung toll, die wir tragen dürfen. Das Gelingen des Eingriffs hängt auch von uns ab, und wir haben Einfluss auf den Ablauf der Operation.

Fehlt dir der Patientenkontakt in deinem Job?

In meinem vorherigen Beruf hatte ich sehr viel Patientenkontakt und ich wollte ein bisschen davon weg. So wie es jetzt ist, finde ich es gerade richtig. Es gibt Eingriffe, bei denen die Patientinnen und Patienten wach sind und ich die Unterhaltung schätze. Es muss aber nicht jeden Tag so sein. Bei schweren Operationen ist es wichtig, die nötige Distanz zu wahren. Sonst ist man emotional zu fest eingebunden.

Wie weit lässt dich die Arbeit im Privaten nicht los?

Bei schwierigen Operationen mit Komplikationen, zum Beispiel bei Patientinnen und Patienten eines Autounfalls, lässt einen der Eingriff nicht kalt. Wir haben auch viel Kontakt zu den Ärztinnen und Ärzten und wissen, wie es um die Überlebenschancen der Patientinnen und Patienten steht.

Machst du auch Schichtarbeit?

In der Ausbildung ist es etwas speziell. Wir haben keinen Nachtdienst und eine Zeit lang hatten wir auch keinen Wochenend- und Spätdienst. Das heisst, wir waren nur zum Mittel- und Frühdienst eingetragen. Ab dem dritten Ausbildungsjahr sind wir ab und zu im Spät- oder Wochenenddienst eingeteilt.

Das würde dir auch später nichts ausmachen?

Nein, gar nicht. Gerade der Wochenenddienst macht mir Spass. Der Spätdienst auch, es ist halt ganz anders. Das Team ist viel kleiner und wir arbeiten enger zusammen, gerade auch mit der Anästhesie. Das Teamgefühl ist deutlich stärker und man lernt das Team besser kennen.

Was muss man mitbringen, wenn man Fachfrau/Fachmann Operationstechnik werden möchte?

Selbstständigkeit ist in unserem Beruf sehr wichtig und das hat seine Gründe, weshalb die Ausbildung erst ab dem 18. Altersjahr möglich ist. Idealerweise ist man jemand, der sich auf alles gut vorbereiten kann und immer mitdenkt, der sich sehr gut konzentrieren kann und belastbar ist. Es ist wichtig ein hohes Verantwortungsbewusstsein zu haben, so dass wir uns auf den Anderen verlassen können.

Nina Fritschi, 2. Semester



Wo stehst du in der Ausbildung?

Ich bin im Moment im ersten Ausbildungsjahr.

Was hast du für eine Erstausbildung gemacht und wie bist du auf Operationstechnik HF gestossen?

Ich habe die Fachmittelschule (FMS) besucht. Wir haben damals mit unserer Schulklasse das Kantonsspital Aarau besucht, wo uns die verschiedensten Berufe vorgestellt wurden. Operationstechnik HF war auch dabei und die Ausbildung hat mich sehr angesprochen. Sie war genau das, was ich gesucht habe. Dann habe ich ein oder zwei Tage im Kantonsspital Aarau geschnuppert und ein halbes Jahr danach ein Eignungspraktikum absolviert.

Hast du nicht Angst, dass du die falschen Instrumente aussuchst?

Nein, Angst habe ich keine, weil wir die Instrumente schon vorher kennenlernen und der Operateur uns über falsche Instrumente aufmerksam machen würde. Falsche Instrumente werden zurückgegeben. Wir lernen im Unterricht die verschiedenen Instrumente kennen und erfahren, wie man austischen muss.

Bereitet dir das lange Stehen keine Mühe?

Manchmal mehr, manchmal weniger. Mit der Zeit gewöhnt man sich an das Stehen. Am Tisch habe ich kein Problem damit, weil ich mich auf den Eingriff konzentrieren muss. Wenn ich zudiene, nehme ich mir einen Stuhl in die Nähe. So bin ich vor Ort und weiss, wie der Eingriff verläuft. Ich denke, es ist menschlich, dass wir nicht acht Stunden am Stück stehen können und uns ab und zu setzen müssen.

Wie ist es mit den Pausen?

Wir müssen immer abwägen, ob wir noch etwas trinken können oder nicht, denn wir können während der Operation nicht auf die Toilette gehen. Da ich sonst wenig trinke, ist es aber kein Problem für mich. Ich denke aber, wenn immer etwas läuft, vergisst man auch, dass man noch auf die Toilette gehen muss.

Machst du auch administrative Tätigkeiten?

Wir müssen Daten im Computer erfassen zum Beispiel Implantate und Präparate.

Was ist deine tägliche Motivation?

Ich mache meine Arbeit einfach gerne. Es ist immer interessant und kein Tag ist wie der andere. Wir haben auch immer wieder einmal seltene Operationen. Wir sehen so viel spannende Sachen und es läuft immer etwas. Ausser-

dem lernen wir nie aus und sehen immer wieder etwas Neues. In der Schule behandeln wir operative Eingriffe theoretisch und dann lernen wir im Praktikum alles vor Ort. Wenn wir hier am Tisch stehen und instrumentieren, ist das eine ganz andere Erfahrung.

Wie wichtig ist Teamarbeit in deinem Beruf?

Sehr wichtig, weil es vier Berufsgruppen sind, die zusammenarbeiten. Wir von der Operationstechnik, die Lagerungsexpertinnen und -experten, die Anästhesie sowie die Chirurgen arbeiten in einem Team mit einem gemeinsamen Ziel. Wir möchten zusammen das bestmögliche Ergebnis für die Patientinnen und Patienten erreichen und das gelingt uns nur wenn alle zusammen ihr Bestes geben. Da braucht es von allen vier Seiten vollen Einsatz. Allein in der Operationstechnik sind wir jeden Tag ein neues Team, und wenn wir uns nicht absprechen oder Unstimmigkeiten herrschen, dann erreichen wir nicht das bestmögliche Wohlergehen der Patientin oder des Patienten. Ob ein Team funktioniert, merkt man daran, wie reibungslos der Eingriff verläuft.

Wie schaltest du nach Feierabend ab?

Wenn ich mich umziehe, streife ich meine «Arbeitshülle» ab. Der Weg nach Hause hilft mir auch, herunterzufahren und zu entspannen. Ich schalte von selbst ab und muss nicht viel dafür tun. Ich denke, Hobbys und Tätigkeiten zum Ausgleich sind sehr wichtig – bei mir ist es Sport.

Macht ihr auch Reinigungsarbeiten?

Wir müssen unsere Tische putzen oder zum Beispiel die sogenannte Geiss: Das ist eine Ablagefläche, für die Instrumente, die wir für den Eingriff benötigen. Wir haben ausserdem immer einen Verbandswagen, der in der Ecke

des Saals steht und das Wichtigste beinhaltet. Den reinigen wir auch. Für die Grundreinigung im Saal ist bei uns der Reinigungsdienst zuständig.

Wie häufig zieht ihr euch pro Tag um?

Wenn wir uns mit Blut oder Flüssigkeiten verschmutzt haben, oder durch das Tragen der Röntgenschutzes verschwitzt sind, dann wechseln wir unsere Kleidung. Der Mundschutz wird jedoch nach jeder Operation gewechselt.

Hast du schon mal eine schlimme Situation erlebt?

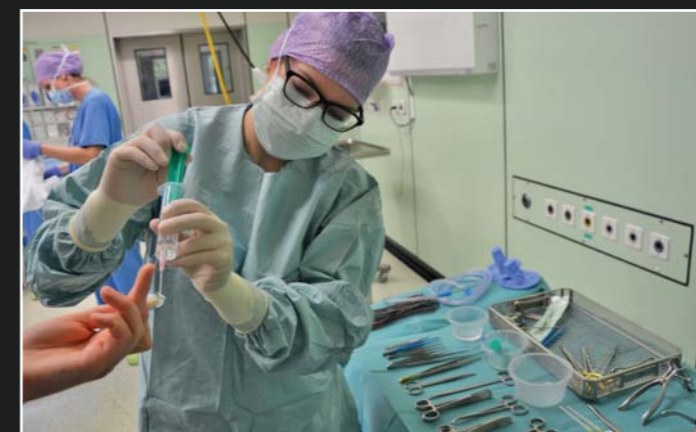
Nein, eigentlich nicht. Keine Situation, die mich beschäftigt hätte. Ich konnte alle Ereignisse abschliessen und hinter mir lassen. Bisher hat mich noch nichts mitgenommen. Natürlich gibt es komplizierte Situationen, aber wir sehen nur eine Momentaufnahme. Wie die Menschen mit den Ergebnissen der Operation leben, wissen wir nicht. Deshalb fällt es mir leichter, das zu verarbeiten. Wir wissen nicht immer, ob die Operation Erfolg hatte oder nicht. Wichtig ist, dass man sein Bestes gibt.

Worauf bist du besonders stolz?

Wenn ich alles selbständig steril abdecken, die Haut an der betroffenen Stelle desinfizieren und den Eingriff komplett selber instrumentieren konnte.

Was war dein schönstes Erlebnis?

Wenn man allein ist, ist man am Anfang völlig überfordert. Wir haben aber gar keine Zeit, um diese Überforderung wahrzunehmen, denn wir müssen handeln. Wenn ich eine solche Situation überstanden habe, macht mich das stolz.



WENN DIE PARTYGÄSTE FEIERN, BEGINNT FÜR SIE DIE ARBEIT

EXKLUSIVER EINBLICK HINTER DIE KULISSEN DER SANITÄTER AM ZÜRICH OPENAIR

Vier Tage dauerte das Zürich Openair 2014 – während dieser Zeit standen die Helferinnen und Helfer im Sanitätszelt im Dauereinsatz. Vom 28. bis 31. August 2014 lockten musikalische Highlights wie Paolo Nutini, die Parovoz Band, Paul Kalkbrenner und Morcheeba. Mehr als 47 000 Personen haben das junge Festival besucht.

Zuständig für die medizinische Versorgung vor Ort war die Medical Staff GmbH, die auch andere Grossanlässe in der Schweiz betreut. Sie deckte im Jahr 2014 zum dritten Mal in Folge den Sanitätsdienst am Zürich Openair ab und kann nicht zuletzt deshalb auf einen soliden Erfahrungsschatz zurückgreifen.

Wenn die Konzerte der Headliner starten, steigt die Belegung des SanitätszELTS rasant. «Die Spitzenzeiten sind von 21.00 bis 4.00 Uhr, dann werden die meisten Patientinnen und Patienten betreut», so Dr. Urs Kitschmann, leitender Arzt mit über 30 Jahren Event-Erfahrung. Ziel sei es, sich um möglichst viele Patientinnen und Patienten vor Ort zu kümmern und diesen einen gewissen Komfort zu bieten. Im Ernstfall erkenne und behandle man medizinische Notfallsituationen. Ist eine ambulante Behandlung im Sanitätsstützpunkt nicht möglich, würden die Patientinnen und Patienten mit dem Rettungsdienst Schutz & Rettung Zürich in die nahe gelegenen Spitäler transportiert.

Es wird Wert gelegt auf gut geschultes und bewährtes Sanitätspersonal. Ausserdem soll die Sanitätsbasis als Anlaufstelle immer ein offenes Ohr für

Anliegen haben. An Veranstaltungen wie Openairs ist besonders mit Drogenmissbrauch zu rechnen. Zu den verwendeten Drogen zählen Alkohol, Cannabis, Kokain, Ecstasy und weitere amphetaminartige Substanzen. Das wissen die Sanitätspersonen im Einsatz und bereiten sich dementsprechend darauf vor.

Die Sanitätsbasis am Zürich Openair war mit zwölf Liegestellen ausgerüstet. Damit der Sanitätsdienst reibungslos abläuft, sind ein Arzt und ein Einsatzleiter mit dabei. An den Konzerten stehen vor der Bühne jeweils zwei Sanitätspersonen, um im Ernstfall schnell eingreifen zu können. Ausserdem sind mobile Equipen mit je zwei Sanitärerinnen oder Sanitärern auf dem Festivalgelände und dem Zeltplatz unterwegs.

Wer sind die Helferinnen und Helfer, die an ihren freien Tagen den Sanitätsdienst von Openairs übernehmen und Partygäste betreuen?

Die Sanitätspersonen des Zürich Openair haben ganz unterschiedliche Hintergründe und doch eint viele dieselbe Motivation: das vielseitige und abwechslungsreiche Arbeitsumfeld!

Sandy Weber, Postenleiterin

Am Zürich Openair 2014 war Sandy Weber verantwortlich für den Materialnachschub, die Koordination sowie die Organisation der Sanitärerinnen und Sanitärer auf der Sanitätsbasis. Als Dipl. Pflegefachfrau HF, arbeitet sie zu 70 Prozent im Spital und zu



30 Prozent in einer Spitex. Seit Beginn motivierten sie das lässige Team am Zürich Openair, die actiongeladene Stimmung und die Freude am Event. Nach jedem Zwischenfall gebe es unterschiedliche Vorgehensweisen für die Sanitäterinnen und Sanitäter: «Für jeden Zwischenfall erstellen wir einen Bericht. Kleine Protokolle werden bei Bagatellen wie Schnittwunden ausgefüllt. Für grössere Vorfälle werden ausführliche Protokolle verfasst, damit das Krankenhaus in einem Notfall gut über die Vorgeschichte informiert werden kann.»

Fredi Schenkel, Einsatzleiter des Sanitätsdienstes

Als Mitbegründer der Medical Staff GmbH ist Fredi Schenkel bereits seit zehn Jahren als Einsatzleiter mit dabei und blickt auf eine über 25-jährige Erfahrung als Sanitäter an Events zurück. Auch am Zürich Openair 2014 bekleidete er die Rolle des Einsatzleiters Sanitätsdienstes: «Was zählt, ist der Respekt gegenüber den anderen Helferinnen, Helfern, gegenüber dem Personal und speziell gegenüber den Gästen, unwichtig in welchem Zustand diese zu uns kommen. Es ist unsere Aufgabe, korrekte Hilfe zu leisten und auch die Verantwortung für die Patientinnen und Patienten zu übernehmen.»

greifen kann. So ist es mir möglich, im Notfall korrekt zu reagieren.»

Statistik

Behandelte Partygäste nach Wochentagen

Do	57
Fr	54
Sa	131
So	72



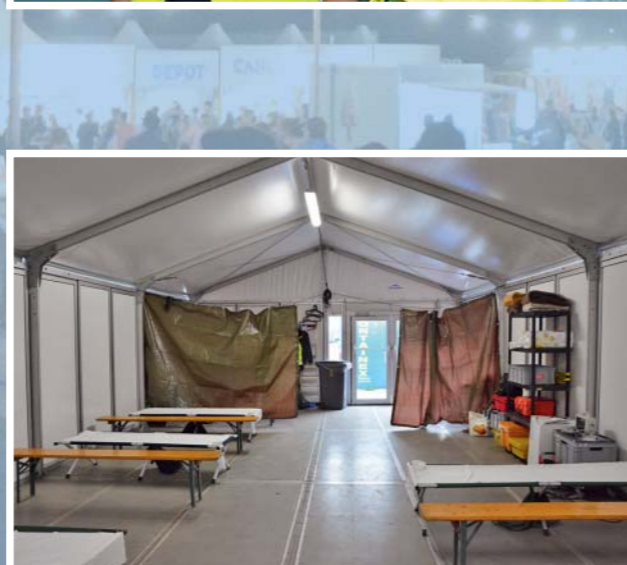
Anna Richi, Studentin der Germanistik und Geschichte

Anna Richi engagiert sich neben ihrem Studium als Rettungsschwimmerin und ist im Samariterverein. Bisher hat sie an 20 Konzerten Sanitätsdienst geleistet. «Für einen Einsatz wie am Zürich Openair braucht es eine dicke Haut, denn man muss einiges ertragen können. Es motiviert mich jedoch sehr, dass ich bei jedem Einsatz etwas dazulerne», so Anna Richi.



Gerda Fäh Krismer, Lehrerin

In ihrer Freizeit ist die Lehrerin im Samariterverein tätig. Was ihr besonders gefällt am Einsatz während des Zürich Openair, ist das bunt durchmischte Team, wo sich Jung und Alt ergänzen. Gerda verfügt über fundierte Erfahrung aus vergleichbaren Einsätzen, bei denen sie das Jahr durch Einsatz leistet. Einsätze wie an einem Openair seien spannend, weil man sein Wissen anwenden könne und Sachen erlebe, die nicht zur Tagesordnung gehören.



Laura Thommen, Studentin der Pharmazie

Der Einsatz an einem Openair unterscheidet sich stark von den üblichen Anlässen wie Schulsporttagen. Am Abend würden vermehrt auch grössere Wunden behandelt. In diesen Fällen könne man besonders von erfahrenen Berufsleuten profitieren, die im Gesundheitsbereich arbeiten. Laura Thommen findet, erste Hilfe sei auch im Alltag entscheidend: «Ich finde es wichtig, dass ich auch unterwegs mit Freunden auf mein Wissen zurück-



Am Puls des LEBENS

Ilaria Luana Cimino, Fachfrau Gesundheit im Bereich Spitex (FaGe),
2. Lehrjahr, 18 Jahre, Spitex-Verein Wettingen

Wieso hast du gerade den Versorgungsbereich Spitex ausgewählt?

Die Spitex ist abwechslungsreich und mein Ausbildungsplatz befindet sich in meiner Nähe.

Wo warst du vor Lehrbeginn überall schnuppern?

Ich habe bei einer Spitex und im Pflegeheim eine Schnupperlehre gemacht. Dabei habe ich deutlich gemerkt, dass die Spitex mir sehr gut gefällt. In der Spitex bin ich selbstständig und betreue meine Patientinnen und Patienten. Ich arbeite zwar gerne in einem Team, aber ich brauche meinen eigenen Verantwortungsbereich.

Wie lange wurdest du begleitet, bevor du selber auf Tour gehen konntest?

Im August habe ich mit meiner Lehre angefangen und im Februar war ich bereits allein unterwegs.

Hattest du nie ein mulmiges Gefühl, als du plötzlich auf dich allein gestellt warst?

Angst hatte ich grundsätzlich nicht, aber es gab schon unangenehme Situationen, wenn ich Spätdienst hatte. Solche Situationen sind jedoch eher selten. Es kam einmal vor, dass ich bei einem Patienten zu Hause

war, der zu viel Alkohol im Blut hatte. Da hatte ich schon Respekt.

Wie hat sich die Lage mit dem alkoholisierten Patienten entwickelt?

Im Nachhinein weiss ich, dass ich zu lange gewartet habe. Ich habe trotzdem alles erledigt, was in der Pflege gemassnahmen stand. Als es mir nicht mehr wohl war, habe ich dann einfach die Wohnung verlassen. Er hat Anstalten gemacht, mich zu begleiten. Da wir jedoch auch einen Wohnungsschlüssel haben, konnte ich die Wohnungstüre von aussen schliessen. Ich habe gleich danach eine Pflegefachfrau angerufen und ihr mein Problem geschildert. Sie kam sofort zu mir und hat seinen Zustand geprüft.

An welchen Krankheiten leiden deine Patientinnen und Patienten?

Wir haben viele unterschiedlich erkrankte Patientinnen und Patienten – von multipler Sklerose bis zu Hemiplegie, also halbseitig gelähmten Patientinnen und Patienten.

In welchem Alter befinden sich eure Patientinnen und Patienten?

Das ist sehr verschieden. Unsere jüngeren Patientinnen und Patienten leiden zum Beispiel oft an Sakraldermoid. Das ist eine Erkrankung der Gesässfalte, die durch ein eingewachsenes Haar verursacht wird. Daneben gibt es häufig junge Paare, die soeben Eltern geworden sind und Hilfe im Haushalt benötigen.

Erzähl von einem typischen Arbeitstag in der Spitex.

Wenn ich Frühdienst habe, bin ich um 6.45 Uhr hier. Dann erledige ich zuerst meine Ämtchen wie Wäsche machen, Schredder leeren, Wasser auffüllen und Küche putzen. Danach organisiere ich mir die Dokumentationen meiner Patientinnen und Patienten. Ich informiere mich darüber, wer welche Medikamente braucht, bevor ich mit dem Velo auf Tour zu den Patientinnen und Patienten nach Hause gehe.

Wie viele Patientinnen und Patienten besuchst du während einer Schicht?

Das ist unterschiedlich. Am Morgen sind es ungefähr sechs, je nachdem, wie komplex die Patientinnen und Patienten sind und wie lange der Besuch dauert. Wir haben nicht immer dieselben Personen, sondern wechseln uns ab.

Heute Morgen begleitest du drei Personen. Was sind deine Aufgaben?

Eine der Patientinnen kenne ich noch nicht so gut. Ich war nur einmal in Begleitung bei ihr, und zwar im ersten Lehrjahr. Bei ihr richten wir die Medikamente und messen Blutdruck und Blutzucker. Die zweite Patientin leidet an der Nervenkrankheit multiple Sklerose. Wir nehmen sie aus dem Bett und waschen sie. Unsere dritte Patientin leidet an einer Lungenkrankheit, und auch ihr müssen wir Medikamente abgeben.

Wie kurzfristig ist bei euch in der Spitex die Einsatzplanung?

Bei uns wird dienstags und freitags geplant. Wir haben auch ein Handy und dort steht, welche Patientinnen und Patienten wir am Folgetag betreuen. Falls sich etwas ändert, kriegen wir eine Kurznachricht. Die Verrechnung von Behandlung und Pflege erfolgt elektronisch via Handy. Wir verrechnen den Weg zur Patientin oder zum Patienten und die Zeit, bis, bis wir ihre Wohnung wieder verlassen. Nur die Pflegedokumentation schreiben wir von Hand.

Wie gehst du mit Wochenendeinsätzen um?

Das ist so eine Sache. Wir arbeiten nur an einem Wochenende im Monat. Der Plan wird zwar frühzeitig erstellt, aber meine Freundinnen und Freunde haben meist kurzfristige Pläne und Ideen für das Wochenende. Wenn ich arbeite, können sie mich in dieser Zeit natürlich nicht berücksichtigen.

Wie sehen deine Arbeitszeiten aus?

Am Wochenende arbeiten wir von 6.45 bis 12.00 Uhr und dann von 16.00 oder 17.00 Uhr bis 20.00 oder 21.00 Uhr.

Welches sind die Sonnenseiten deiner Ausbildung?

Wir haben bei uns in der Spitex ein sehr gutes Team. Ich finde es auch schön, dass ich Menschen durch meine Arbeit helfen kann und sie dadurch zu Hause bleiben können. Der schulische Teil unserer Ausbildung ist anspruchsvoll, denn der menschliche Körper ist komplex. Sobald man aber die Verknüpfungen versteht, wird es hochspannend.

Welches Erlebnis in deiner Ausbildung hat dich speziell berührt?

Gestern Abend hatte ich ein solches Erlebnis. Eine Patientin, die im Sterben liegt, hatte Besuch von ihrer Familie und ihren Freunden. Ich fand es schön, wie alle ihrem Mann Kraft gegeben haben. Auch die Haltung ihres Ehemanns fand ich bewundernswert, denn er hat akzeptiert, dass seine Frau bald gehen wird.

Wie kommst du mit solchen Situationen klar?

Zum Glück gehören solche Momente nicht zum Alltag. Vor den Angehörigen habe ich mir natürlich nichts anmerken lassen. Als ich dann aber allein mit der Patientin in ihrem Zimmer war, habe ich ihr gesagt, dass sie loslassen solle. Ihre Mimik zeigte mir, dass sie mich verstanden hatte.

Ekelt dich etwas Bestimmtes an deiner Arbeit?

Ich habe Mühe mit Erbrochenem, aber das geht schon.

Ist dir ein schlimmes Erlebnis in Erinnerung geblieben?

Wir haben hier in der Spitex ein Ambulatorium. Das heisst, die Patientinnen und Patienten kommen zum Beispiel für einen Verbandswechsel zu uns. Einmal kam einer unserer Patienten angelaufen. Eine Wunde an seinem Bein hörte nicht mehr auf zu bluten. Meine Arbeitskollegin und ich standen zu dieser Zeit gerade draussen. Wir holten uns Hilfe vom Team und es war einen Moment lang sehr chaotisch. Wir haben das Bein mit einem Druckverband eingebunden, aber er hat ziemlich viel Blut verloren. Danach riefen wir den Notfall an.

Was macht dich besonders stolz, in diesem Beruf tätig zu sein?

Ich bin stolz darauf, in so kurzer Zeit so viel erreicht zu haben. Als Person habe ich mich sehr verändert. Ich bin selbstbewusster und erwachsener geworden. Ich habe auch gelernt, mit Verantwortung umzugehen und das Leben zu schätzen.

Was willst du nach deiner Lehre machen?

Das weiss ich noch nicht genau. Ich würde mir sehr wünschen, Pflegefachfrau HF zu studieren. Ein Versuch ist es auf jeden Fall wert, obwohl die Schule happig ist. Ich möchte mich weiterentwickeln und nicht mein Leben lang Fachfrau Gesundheit bleiben. Als Pflegefachfrau HF hat man einerseits interessantere Lohnperspektiven und trägt andererseits eine grössere Verantwortung. Ich bleibe sicher noch ein bisschen bei der Spitex, wenn mein Ausbildungsbetrieb das möchte. Für mich ist es wichtig, die Autoprüfung zu machen, damit ich in Zukunft mit dem Auto und nicht mehr mit dem Elektrobike zu unseren Patientinnen und Patienten fahren kann.

Welche Eigenschaften sind zentral, wenn man Fachfrau/Fachmann Gesundheit werden will?

Es ist wichtig, sozial, emphatisch und sympathisch zu sein. Ich nehme auch nicht alles ernst und gehe ohne Scheu auf die Menschen zu, damit ich ihren Bedürfnissen gerecht werden kann.



**Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo**

Pflege

HF

Pflegefachfrau/
Pflegefachmann
HF

Deborah Krämer, Pflegefachfrau HF in der Psychiatrie
4. Semester, 20 Jahre, Psychiatrische Dienste Aargau AG (PDAG) in Brugg

Vor deiner jetzigen Ausbildung hast du bereits diejenige zur Fachfrau Gesundheit (FaGe) abgeschlossen. Weshalb hast du dich für eine Ausbildung im Gesundheitsbereich entschieden?

Ich wusste einfach, dass mir Büroarbeit nicht entspricht. Ich bin gerne mit anderen Menschen zusammen, um sie im Alltag zu unterstützen.

Warst du vor deiner FaGe-Ausbildung schnuppern?

Ja, vor meiner Ausbildung war ich etwa vier Tage hier in der Klinik Königsfelden schnuppern. Ausserdem war ich auch einige Tage im Regionalen Pflegezentrum Baden. Das hat mir gereicht, um zu wissen, wo ich hinwollte. Mir war auf jeden Fall klar, dass ich nicht in einem Spital arbeiten wollte, weil der Kontakt und die Kommunikation mit den Patientinnen und Patienten dort ganz anders sind. Hier entwickeln wir ein Feingefühl für den Umgang mit Menschen und stehen mit unseren Patientinnen und Patienten Krisensituationen von Anfang bis Ende durch. Bei uns geht es nicht darum, ein gebrochenes Bein zu heilen, sondern darum, die Patientinnen und Patienten wieder in ihren Alltag zu integrieren, damit sie selbstständig sein können.

War für dich schon immer klar, dass du nach der FaGe-Ausbildung mit dem Studium zur Pflegefachfrau HF weitermachen würdest?

Man muss in der Psychiatrie einiges wegstecken und ich überlegte mir, ob ich das überhaupt weiterhin will. Nachdem ich die Schule angefangen hatte, wusste ich einfach,

dass es das Richtige für mich ist. Fachfrau Gesundheit gefiel mir zwar, denn man kann sich sehr auf die Patientinnen und Patienten einlassen, besonders in der Tagesstruktur oder in der Aktivierung. Aber als Pflegefachfrau bin ich viel mehr in den Pflegeprozess eingebunden und habe auch viel mehr Möglichkeiten: Ich kann selbst planen und gestalten – diese Kompetenz hat mir als Fachfrau Gesundheit gefehlt.

Vorhin hast du gesagt, man müsse in der Psychiatrie einiges wegstecken können. Wie gehst du als junger Mensch mit solchen Situationen um?

Wichtig ist, dass man sich im Team wohlfühlt und Probleme ansprechen kann. Ich finde, wir sollten sagen dürfen, wenn wir Angst haben und etwas nur in Begleitung machen möchten. Ausserdem braucht man im privaten Umfeld einen Ausgleich, damit man zur Ruhe kommt. Trotz allem gibt es immer wieder Ereignisse, die einen nicht mehr loslassen. Das liegt daran, dass unsere Patientinnen und Patienten Menschen sind wie wir. Ich denke, auch für langjährige Mitarbeitende der PDAG ist es nicht immer möglich, sich abzugrenzen. Wir sind keine Roboter und die Patientinnen und Patienten spüren, wenn wir uns ihnen gegenüber sehr distanziert verhalten.

Wie viele Patientinnen und Patienten sind auf eurer Station?

Je nach Belegung haben wir zwischen 20 und 24 Patientinnen und Patienten.

Bei den PDAG gibt es verschiedene Pavillons und Stationen. Welche Patientinnen und Patienten betreut ihr hier auf der Station?



BEI UNS STEHT DER MENSCH IM VORDERGRUND



Auf dieser Abteilung haben wir Patientinnen und Patienten, die an Schizophrenie leiden. Wir sind eine Übergangstation, die für eine Anschlusslösung der Patientinnen und Patienten sorgt.

Im Pflegeberuf ist es üblich, Berufskleidung zu tragen. Weshalb tragt ihr zivile Kleidung?

Bei uns liegt der Fokus weniger auf der Pflege. Wir unterstützen die Patientinnen und Patienten nicht beim Duschen oder Baden. Auch die Intimpflege gehört nicht zu unseren Aufgaben. Wenn jedoch jemand müde ist und Hilfe beim Essen benötigt, ziehen wir Pflegeschürzen an. Dennoch haben wir Regeln, was die Arbeitskleidung betrifft. Wir brauchen Schuhe, in denen wir einen guten Halt haben und im Notfall auch sprinten können. Zudem müssen unsere Hosen über die Knie gehen und wir dürfen keine weiten Ausschnitte tragen. Ich finde es angenehm, in ziviler Kleidung zu arbeiten, weil wir mit den Patientinnen und Patienten so eine andere Ebene finden.

Wie würdest du einen normalen Arbeitstag beschreiben?

Normal gibt es bei uns eigentlich nicht. Wir haben eine Tagesstruktur und gewisse Termine, die wir einhalten müssen, zum Beispiel Therapien, Rapporte oder Visiten. Wenn ich wie heute Frühdienst habe, haben wir um 7.00 Uhr Rapport. Dieser dauert ungefähr eine halbe Stunde und anschliessend verteilt die Tagesverantwortliche die Aufgaben. Wir machen einen Rundgang und begrüßen unsere Patientinnen und Patienten. Dabei kündigen wir das Frühstück und die Tagesvorbesprechung an. Parallel dazu werden die Medikamente kontrolliert, die der Nachtdienst bereits gerichtet hat. Um 9.00 Uhr findet die Tagesvorbesprechung mit den Patientinnen und Patienten statt, in der wir ihre Termine besprechen. Bis ungefähr 10.00 Uhr machen wir Blutentnahmen und Urinproben, nehmen Telefone entgegen und sind bei Fragen oder Unklarheiten da. Dann essen wir im Team zusammen Frühstück, was ich immer sehr wertvoll finde. Kurz vor dem Mittag werden noch einmal die Medikamente kontrolliert und um 13.00 Uhr übergeben wir beim Rapport das Zepter an den Spätdienst. Wir führen die Anweisungen des Spätdienstes aus und helfen überall dort, wo Hilfe benötigt wird. Am Ende des Tages machen wir eine Leistungserfassung für den Studien- und Pflegebericht. Das ist sehr wichtig, denn wir dokumentieren alle unsere Beobachtungen und Zwischenfälle.

Werdet ihr in der Schule auf Problemsituationen hingeschult?

Wir haben sehr psychiatriespezifische Beispiele angeschaut. Alle wurden anschliessend reflektiert und besprochen. Situation: Es kommt jemand sehr aggressiv ins Büro und möchte unbedingt Medikamente. Lerneffekt: Wir müssen ruhig bleiben, Stopp sagen können und

**Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo**

kommunizieren, wenn wir uns nicht mehr wohlfühlen. Alle Zwischenfälle werden mit den Patientinnen und Patienten zusammen nachbesprochen.

Steht ihr in regem Kontakt mit den Ärztinnen und Ärzten?

Am Morgen gehen wir mit ihnen auf Visite oder wir sehen sie am Morgenrapport. Manchmal machen sie auch mit uns Pause. Wir telefonieren häufig wegen Medikamenten oder Austrittsberichten von Patientinnen oder Patienten. Sie sind auch bei Eintrittsgesprächen immer dabei. Zudem kann es vorkommen, dass eine Patientin oder ein Patient alkoholisiert zurückkehrt. Dann fragen wir die Ärztin oder den Arzt für eine Laboruntersuchung des Blutes an. Alle Indikationen bei Patientinnen und Patienten benötigen eine ärztliche Verordnung. Bei Vorfällen geben uns die Ärztinnen und Ärzte teilweise auch Anweisungen, was noch gemacht werden muss. Das wird dokumentiert und an das ganze Team weitergeleitet.

Was war bisher dein schönstes Erlebnis hier in der Klinik?

Es sind die kleinen Sachen, die mir Freude machen. Wenn Patientinnen und Patienten ruhig sind und mit uns zusammen lachen können oder wenn sie austreten und sich danach für die Unterstützung bedanken, zeigt es mir immer, weshalb ich diesen Job so gerne mache. Da spielt es auch keine Rolle mehr, ob es schwierige Situationen gegeben hat.

Was ist deine tägliche Motivation?

Ich interessiere mich stark für Menschen. Die Menschheit, die psychischen Krankheiten und die Persönlichkeitsstörungen haben mich schon immer fasziniert. Besonders die Schizophrenie finde ich sehr spannend – die verschiedenen Arten, aber auch den Umgang mit dieser Krankheit.

Was macht dich stolz, diesen Beruf ausüben zu können?

Ich freue mich immer, wenn ich eine schwierige Situation erlebt und mit dem Team sowie den Patientinnen und Patienten bewältigt habe. Wenn ich heute zurückblicke und daran denke, wie ich zum ersten Mal eine Pflegediagnose gemacht habe, merke ich, wie viel ich bereits gelernt habe. Es macht mich auch stolz, Gelerntes aus der Schule erfolgreich in der Praxis anzuwenden.



IMMER FÜR SIE DA!

AG 663 **Roger Weber,**
Fachmann Gesundheit auf dem Notfall
21 Jahre, Kantonsspital Aarau

In welcher Institution hast du deine Lehre gemacht?

Ich habe meine Lehre im Kantonsspital Baden auf der Medizin begonnen, habe dann aber im zweiten Lehrjahr ins Kantonsspital Aarau gewechselt.

Weshalb hast du dich dafür entschieden, nach der Lehre im Notfall zu arbeiten?

Mitte des dritten Lehrjahres habe ich mir überlegt, was ich nach meiner Ausbildung machen möchte. Mir war klar, dass ich nicht weiterhin auf einer Pflegestation arbeiten wollte. Ich mag es, wenn etwas los ist, und deshalb entschied ich mich gegen die Langzeitpflege. Im Kantonsspital Uri in Altdorf war eine Stelle als Fachfrau/Fachmann Gesundheit auf dem Notfall ausgeschrieben. Ich habe mich für diese Stelle beworben, sie erhalten und war dann eineinhalb Jahre dort angestellt. Insgesamt schrieb ich etwa zehn Bewerbungen. Aus persönlichen Gründen entschied ich mich dann für einen Ortswechsel und erhielt im Kantonsspital Aarau eine 60-Prozent-Anstellung auf dem Notfall. Da ich nebenbei die Erwachsenenmatur absolviere, ist die Stelle optimal.



Wie sieht dein Fernziel aus?

Nach der Erwachsenenmatur möchte ich gerne Medizin studieren. Das kann sich in den nächsten drei Jahren jedoch auch ändern. Einen Versuch ist es wert. Es ist ein langer Weg, aber ich bin noch jung und ich würde es später bereuen, wenn ich nichts gemacht hätte. Vielleicht finde ich einen anderen Fachbereich, der mich noch mehr interessiert. Im Augenblick gefällt mir auch die Anästhesie, also das Wissen über Medikamente und darüber, wie der Körper auf Medikamente reagieren kann. Ich fände es auch spannend, für die Schweizerische Rettungsflugwacht zu arbeiten, und dort muss man eine Anästhesie-Ausbildung vorweisen.

Bleibt dir neben Arbeit und Ausbildung noch viel Freizeit?

Nein, da bleibt nicht mehr viel Zeit für mich. Ich bin auch noch Hauptmieter in einer Wohngemeinschaft und auch das gibt Arbeit.

Wie sieht bei dir ein normaler Arbeitstag aus?

Im Frühdienst stehe ich um 6.00 Uhr auf, gehe unter die Dusche, esse etwas und mache mich langsam auf den Weg. Im KSA ziehe ich mich um und unterhalte mich mit den anderen. Punkt 7.00 Uhr beginnt

der Rapport. Der Nachtdienst erzählt von den Patientinnen und Patienten und erklärt, was ansteht. Wenn am Morgen nicht viel los ist, gibt es noch Ämtchen, die erledigt werden müssen, wie zum Beispiel Sauerstoffflaschen kontrollieren oder Labormaschinen reinigen und kontrollieren. Es gibt immer etwas zu tun, und da ich technisch begabt bin, werde ich viel angefragt, ob ich ein Gerät reparieren könne. Die Dauer des Mittagessens hängt davon ab, wie viel hier los ist. Der Spätdienst beginnt um 15.00 Uhr. Dann versammeln sich alle im Büro und haben nach dem Rapport noch Einzelrapport. Wenn es nichts mehr zu tun gibt, kann ich um 15.30 Uhr nach Hause gehen. Ich ziehe mich um und lerne dann zu Hause je nach Bedarf noch für die Erwachsenenmatur. Ich koche gerne auch mal ein Abendessen, sitze vor dem Fernseher oder genieße den Abend draussen auf dem Balkon.

Wie sehen deine Aufgaben im Notfall aus?

Die Notfallpflegerin oder der Notfallpfleger delegiert mir die Aufgaben, zum Beispiel eine Patientin oder einen Patienten aufnehmen oder überwachen. Ich muss auch oft Blut entnehmen, die Räume putzen und vor-

bereiten. Zudem helfe ich den Patientinnen und Patienten beim Umziehen und gebe alle Daten in den Computer ein.

Habt ihr jeden Tag eine Patientin oder einen Patienten im Schockraum?

Es gibt Tage, da haben wir den Schockraum non Stopp im Einsatz. An anderen Tagen ist unser Schockraum kein einziges Mal belegt.

Fällt dir ein eindrückliches Erlebnis vom Schockraum ein?

Da gibt es zwei Erlebnisse, die mir einfallen. Einmal mussten wir bei einem Patienten abklären, wie sein Hirndruck war. Im Schockraum hat der Arzt mit dem Handbohrer ein Loch in den Hirnknochen gemacht, eine Sonde gelegt und den Hirndruck kontrolliert. Beim zweiten Fall handelte es sich um einen jungen Patienten, der bereits mehrere Herzinfarkte erlitten hatte und dessen Puls viel zu schnell ging. Normalerweise kann man das mit Medikamenten behandeln, aber in diesem Fall entschied sich der Arzt dagegen. So haben wir den Defibrillator angeschlossen und einen Schock abgegeben. Bis dahin kannte ich die Schocks nur aus Filmen und war überrascht, als der Patient genau so gezuckt hat. Ich



bin sehr erschrocken und fand das Erlebnis beeindruckend.

Blendest du die Hintergrundgeräusche im Notfall aus?

Wenn es piepst, ist das der Patientenruf. Manchmal ist es sehr ruhig, an anderen Tagen pfeift es fast ununterbrochen. Wir nehmen die Geräusche auch nicht mehr so wahr, und da kann es sein, dass jemand sagt: «Roger, es klingelt. Kannst du dich bitte darum kümmern?»

Bereitet dir die Schichtarbeit im Notfall Probleme?

Inzwischen nicht mehr, nein. Das ist bald mein fünftes Jahr, in dem ich auf diesem Beruf arbeite. Am Anfang hatte ich wirklich Mühe, aber mit der Zeit nicht mehr. Die Arbeit auf dem Notfall ist streng. Wir haben nicht viel Pause und sind den ganzen Tag auf den Beinen. Da ist es wichtig, in der Freizeit einen Ausgleich dazu zu finden. Dieser Ausgleich ist bei mir die Schule, denn beim Lernen komme ich auf andere Gedanken.

Wird man bei deinem Beruf nicht zum Hypochonder?

Nein, ich mache mich nicht beim kleinsten Bobo verrückt. Wenn ich an Husten leide, denke ich nicht automatisch, dass ich einen schlimmen Virus haben könnte. Ich weiss, mein Körper würde auf eine Krankheit oder einen Virus auch entsprechend reagieren, und deshalb rechne ich nicht gleich mit dem Schlimmsten.

Ihr habt bei euch auf dem Notfall ein Isolationszimmer. Ist das oft belegt?

Wenn sich jemand nicht beherrschen kann, kommt das vor. Dann sind entweder Alkohol oder Drogen im Spiel oder die Person hat ein psychisches Problem. Wenn die Patientinnen oder Patienten mit der Ambulanz kommen, haben sie meistens bereits Medikamente zur Beruhigung erhalten. Wenn die Medikamente nicht helfen, werden sie befestigt und überwacht. Wir haben zur Unterstützung auch einen Securitas, der regelmässig vorbeischaut. Es gibt bei uns zudem drei Notfallbuttons. Wenn wir einen davon drücken, kommen gleich alle angerannt. Ich bin froh, dass ich den Button noch nie benötigt habe.

Habt ihr auch Fälle von häuslicher Gewalt?

Auch das haben wir hier. Meistens sind Frauen die Opfer. Wir dokumentieren dann alles bis ins kleinste Detail. Mit einer Fotokamera halten wir alles fest. Zudem kommt ein Rechtsmediziner, der seine Untersuchungen macht. In solchen Fällen ist es wichtig, dass wir die Patientin oder den Patienten psychisch betreuen. Respekt und Empathie sind sehr entscheidend.



Welches sind die Schattenseiten in deinem Beruf?

Die unregelmässigen Arbeitszeiten parallel zu meiner Ausbildung sind nicht einfach. Ich arbeite immer an verschiedenen Tagen und zu unterschiedlichen Zeiten. Mir fehlt hier ausserdem die Zeit, um richtig zu essen, da ich immer auf Zack bin.

Was machst du am liebsten?

Am liebsten lege ich eine Leitung in eine Vene. Mir gefällt es auch, wenn es Schlag auf Schlag gehen muss.

Ist die Arbeit auf dem Notfall für dich mit vielen Emotionen verbunden?

Es kommt immer darauf an, worum es geht. Gewisse Zwischenfälle gehen mir schon sehr nahe, besonders wenn wir an einem Tag vier bis sechs Patientinnen und Patienten mit Hirnschlag haben. Im Notfall war der jüngste Patient mit Hirnschlag, den ich betreut habe, 40 Jahre alt. Ich denke immer: Das könnten auch meine Eltern sein. Es ist gefährlich, eine emotionale Verbindung aufzubauen. Als Eigenschutz wahre ich daher Abstand.

Wie verarbeitest du diese intensiven Erlebnisse?

Die Schule lenkt mich sehr ab und ich habe auch eine Methode entwickelt, die mir hilft. Wenn ich mich nach Feierabend umziehe, lasse ich den Notfall hinter mir. Es klingt zwar brutal, aber ich muss zwischen meinem Privatleben und der Arbeit Schranken setzen. Das ist sehr wichtig.

Was zählt für dich zu den schönsten Erlebnissen hier im Notfall?

Ich finde es immer wieder schön, wenn die Patientinnen und Patienten gehen dürfen. Meistens sind die Menschen dankbar, und das zeigt mir Tag für Tag, wieso ich diesen Job so gerne mache.



**Möchtest du gerne mehr über diesen Beruf erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo**

Pflege

HF

**Pflegefachfrau/
Pflegefachmann
HF**

gemeinsam
wachsen...

Sandra Zimmermann, Pflegefachfrau HF im Bereich KJFF (Kind, Jugendliche, Familie, Frau) 6. Semester, 26 Jahre, Hirslanden Klinik Aarau

Hast du vor deiner jetzigen Ausbildung Fachfrau Gesundheit gelernt?

Nein, ich habe zuerst die Matur absolviert und danach Biologie studiert. Nach einem Jahr habe ich aber aufgehört und mich neu orientiert.

Warum hast du dich anschliessend für Pflegefachfrau HF entschieden?

Mit 17 Jahren habe ich angefangen, als Nebenjob im Altersheim zu arbeiten. Meine Gotte sagte mir, das sei ein super Ferienjob. Während meines Studiums gefiel mir die Arbeit mit Menschen immer besser und so fiel mir die Entscheidung leicht, in den Gesundheitsbereich einzusteigen.

Hattest du schon Einblick in verschiedene Versorgungsbereiche?

Im ersten Jahr war ich im Kantonsspital Baden

auf der Gefässchirurgie und im zweiten Jahr arbeitete ich im Lindenzentrum auf der geschlossenen Demenz-Abteilung. Angestellt bin ich von der Schule, daher auch die verschiedenen Praktikumsorte.

Wo siehst du die Unterschiede zwischen den verschiedenen Arbeitsbereichen?

Als ich frisch in den Akutbereich des Kantonsspitals Baden kam, war ich fast ein bisschen erstaunt, was in der Gefässchirurgie alles anfiel. Es war viel Neues dabei und sehr spannend. Der Langzeitbereich war eine völlig andere Erfahrung und ist nicht mit der Gefässchirurgie im Akutbereich vergleichbar. Im Altersheim hingegen kommen die Patientinnen und Patienten, um zu bleiben. Hier auf der Wochenbettstation der Hirslanden Klinik Aarau ist es wieder eine ganz andere Geschichte.

Wir haben nicht nur die Mamis und ihre Kinder, sondern die ganze Familie.

Erledigst du hier viele administrative Arbeiten?

Ja, denn wir müssen geprüfte Werte wie Blutdruck, Puls und Temperatur dokumentieren. Im Verlaufsbericht werden zusätzlich spezielle Vorfälle oder der Zustand der Frau festgehalten. Zusätzlich haben wir eine Stillplanung, in der notiert wird, ob eine Wöchnerin zum Beispiel mit oder ohne Unterstützung stillt.

Wie sieht bei dir ein normaler Tagesablauf aus?

Ich bin spätestens um 6.40 Uhr auf der Abteilung. Der offizielle Arbeitsbeginn ist fünf Minuten später. Ich lese mich in die Pflegedokumentation der jeweiligen Patientinnen ein, die ich während des Tages betreue. Dort steht zum Beispiel, welche Medikamente verabreicht werden müssen oder wann die Babys zuletzt getrunken haben. Wir bereiten alles Notwendige vor und gehen anschlies-

send von Patientin zu Patientin. Wir sagen Grüezi, stellen uns vor und gratulieren den frischgebackenen Müttern zum Kind. Nach dem Frühstück der Patientinnen wiegen wir die Babys, bevor sie wieder gestillt werden. Wir zeigen den Eltern, wie die Neugeborenen gewickelt und gebadet werden müssen. Wir führen auch viele Ein- und Austrittsgespräche. Wichtig ist, dass wir möglichst vieles erledigen können, bevor um 14.20 Uhr der Spätdienst kommt. Zu den Aufgaben, die wir bis dahin erledigt haben sollten, zählen zum Beispiel der Verbandswechsel oder die Hilfe beim Stillen. Manchmal passen wir auf die Kinder auf, wenn die Mutter duscht. Unsere Wöchnerinnen – also die frischgebackenen Mütter – dürfen erst nach Hause gehen, wenn sie über alles informiert sind und sich bereit fühlen.

Erhalten die Mütter Unterstützung für zu Hause?

Die Kinder kriegen ein kleines Heft, das sie bis zu



ihrem 14. Altersjahr begleitet. Dort steht zum Beispiel drin, wann die jeweiligen Kinderarztbesuche anstehen. Im Heft sind auch Tipps und Notfallnummern aufgelistet. Zudem haben Wöchnerinnen oft eine Nachbetreuung, die sie in der ersten Zeit zu Hause besucht und unterstützt. Beim Austrittsgespräch werden offene Fragen geklärt und Informationen abgegeben.

Haben die Mütter keine Mühe damit, wenn ihnen jemand Jüngerer zeigt, wie etwas geht?
Oft sind sie sehr froh und dankbar, dass wir es ihnen zeigen und erklären, worauf sie achten müssen. Ich hatte noch nie eine Mutter, die das Gefühl hatte, ich sei zu jung. Ich sage auch immer, dass ich in Ausbildung bin.

Wissen die Eltern den Namen ihres Kindes schon vor der Geburt?

Die meisten Eltern kennen den Namen schon, wenn sie zu uns kommen. Es kommt jedoch auch vor, dass sie sich noch nicht ganz sicher sind.

Warst du denn schon einmal bei einer Geburt dabei?

Ja, ich war einmal bei einem Kaiserschnitt anwesend. Ich hatte es mir schlimmer vorgestellt. Besonders für die Mutter war es ein sehr emotionaler Moment, als sie das Kind direkt nach dem Kaiserschnitt in ihre Arme nehmen konnte. Ich denke aber, dass es auch schwierige Momente geben kann, wenn es dem Kind nicht gut geht oder etwas Unvorhergesehenes passiert.



Wie lange müssen Mutter und Kind im Durchschnitt bei euch in der Hirslanden Klinik Aarau bleiben?

Sie gehen ungefähr nach dem vierten Tag nach Hause. Es gibt aber auch Frauen, die bereits früher nach Hause gehen oder länger bleiben. Es hängt aber immer davon ab, wie es den Wöchnerinnen und den Neugeborenen geht, wie es mit dem Stillen klappt und wie sie mit den Schmerzen umgehen können.

Was machst du, wenn ein Baby nicht mehr aufhört zu weinen?

Ich hatte noch nie ein weinendes Baby, das nicht mehr aufgehört hat mit Weinen. Wenn sie weinen, dann meistens deshalb, weil sie Hunger oder Bauchschmerzen haben. Oft verstehen die Eltern schnell, was ihrem Kind fehlt.

Stört es dich nicht, am Wochenende oder am Abend zu arbeiten?

Nein, ich arbeite gern am Wochenende. Ich habe weder Familie noch Mann zu Hause. So kann ich unter der Woche shoppen und das ist mir fast lieber. Ausserdem kriege ich samstags und sonntags einen Zuschlag. Das ist von Vorteil, wenn man in Ausbildung ist und dazu noch nicht mehr bei den Eltern wohnt. Nachtdienst habe ich hier zurzeit noch keinen. Im Altersheim habe ich manchmal in der Nacht gearbeitet. Das ist nicht immer einfach. Man muss sehr flexibel sein und die privaten Pläne sind nicht immer wie gewünscht umsetzbar.

Was ist deine tägliche Motivation?

Ich mache meine Arbeit sehr gerne und arbeite in einem coolen Team. Da mir der Arbeitsbereich

so gut gefällt, erledige ich meine Aufgaben mit Freude. Die Babys sind sehr süß und ich helfe den Müttern und Vätern immer gern. Mir macht es Spass, jeden Tag etwas Neues dazulernen zu dürfen.

Welche Eigenschaften muss man für Pflegefachfrau/Pflegefachmann HF mitbringen?

Man muss flexibel sein und den Überblick behalten können, denn es kann immer etwas Unvorhergesehenes geschehen. Dabei darf man nicht vergessen, dass anderswo auch Patientinnen und Patienten warten. Man muss stets freundlich sein und mit anderen Menschen umgehen können – nicht nur mit Patientinnen und Patienten, sondern auch mit Teamkolleginnen und -kollegen sowie mit Ärztinnen und Ärzten und den Angehörigen der Patienten.

Du bist jetzt im sechsten Semester, das heisst, du bist bald fertig. Was möchtest du nachher machen?

Ich will in den Akutbereich. Ich mag es, wenn etwas läuft und man nie genau weiss, was als Nächstes passiert. Der Akutbereich bietet sehr viel Abwechslung: Mal macht man einen Verband, mal eine Blutentnahme.

Bist du schon auf Stellensuche oder wartest du noch bis nach deinem Abschluss?

Wenn jemand genau weiss, welches Spital und welche Abteilung in Frage kommen, ist es von Vorteil, sich früh genug zu bewerben. Deshalb habe ich mich bereits bei der Klinik Hirslanden in Zürich beworben und die Stelle prompt gegriegt. Wir sind sehr gesucht und haben keine Schwierigkeiten eine Stelle zu finden.



Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo

Ich sehe den Menschen

Tijana Stolic, Fachfrau Gesundheit in der Langzeitpflege (FaGe)
3. Lehrjahr, 20 Jahre, Ausbildungsnetz der OdA GS Aargau, Alterszentrum am Buechberg in Fislisbach

Wie bist du darauf gekommen, eine FaGe-Lehre zu machen?

Für mich war es von Anfang an klar, dass ich eine Ausbildung im Gesundheitsbereich machen würde. Ich war aber trotzdem noch unsicher im Umgang mit älteren Menschen. Deshalb habe ich ein Praktikum absolviert, und dort lief alles super. So entschied ich mich für die Lehre als Fachfrau Gesundheit.

Jetzt ist bei dir bald das Qualifikationsverfahren angesagt – wie gut bist du darauf vorbereitet?

Es gibt noch Kleinigkeiten, die ich anschauen muss. Ich denke aber, dass ich gut vorbereitet bin.

Möchtest du nach Lehrabschluss in einem Altersheim bleiben oder könntest du dir auch eine andere Richtung vorstellen?

Ich werde im Januar 2016 die Ausbildung zur Medizinischen Spital- und Arztsekretärin beginnen. Da ich dann jeweils am Montag Schule habe, werde ich mit einem Pensum von 80 Prozent weiterhin im Alterszentrum am Buechberg als FaGe arbeiten.

Wie viele Bewohnerinnen und Bewohner sind im Alterszentrum am Buechberg?

Wir haben 120 Bewohnerinnen und Bewohner und diese sind auf drei Gruppen verteilt.

Wie sieht der Tagesablauf bei dir aus?

Jetzt gegen Ende meiner Ausbildung übernehme ich manchmal auch die Tagesverantwortung. Wenn ich die Tagesverantwortung habe, beginnt meine Schicht bereits um 6.45 Uhr statt um 7.00 Uhr im Alterszentrum am Buechberg. Bei der Tagesverantwortung muss ich die Medikamente bereitstellen und alles für den Tag planen und vorbereiten.

Was heisst das?

Als Tagesverantwortung teilt man die Mitarbeitenden ein und bestimmt, wann jemand in die Pause geht. Man muss wichtige Entscheidungen treffen wie zum Beispiel, ob eine Bewohnerin oder ein Bewohner ins Spital muss. Um 7.00 Uhr findet der Rapport statt und dann beginnen wir mit der Körperpflege und den morgendlichen Aufgaben wie Verbände wechseln. Um 9.00 Uhr machen wir Pause. Danach bin ich am Computer und dokumentiere die Vorkommnisse vom Morgen. Ausserdem stelle ich die Medikamente für

den Mittag bereit, kontrolliere ob ich bei jemandem den Blutdruck messen muss oder sonstige Aufgaben zu erledigen sind. Von 12.00 bis 12.30 Uhr machen wir Mittagspause. Ab 12.30 Uhr gehen wir bei den Bewohnerinnen und Bewohnern vorbei, wenn jemand läutet.

Und am Nachmittag?

Am Nachmittag ist auch immer was los. Die Soziokultur bietet täglich verschiedene Aktivitäten an. Manchmal haben wir einen Musiker in der Cafeteria. Oder heute zum



Beispiel machen die freiwilligen Helferinnen und Helfer mit den Bewohnerinnen und Bewohnern einen Spaziergang. Sie spazieren mit ihnen bis um 16.00 Uhr durchs Dorf.

Was macht ihr in dieser Zeit?

Wir mobilisieren die Bewohnerinnen und Bewohner aus dem Bett, begleiten sie in die Cafeteria, in die Soziokultur oder führen Reinigungsarbeiten in ihrem Zimmer aus – es gibt immer etwas zu tun.

Wer sind die freiwilligen Helferinnen und Helfer?

Die Helferinnen und Helfer sind teilweise ehemalige pensionierte Mitarbeitende oder Freiwillige aus dem Dorf. Sie kommen hierher und machen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern Ausflüge.

Unterstützt du Lernende Assistentinnen/Assistenten Gesundheit und Soziales (AGS)?

Ich kenne eine AGS-Lernende, die auch bei der OdA GS Aargau angestellt ist. Sie fragt mich manchmal, ob ich ihr etwas zeigen oder erklären könne – besonders vor wichtigen Prüfungen. Ich mache das gerne, denn es ist für mich eine gute Repetition. Ich habe gewisse Themen schon vor langer Zeit behandelt und das Wissen ist somit nicht mehr so präsent. Auf diese Weise kann ich es mit ihr wieder auffrischen.

Was ist das Spannendste in deinem Berufsalltag?

Ich finde die Medizinaltechnik sehr spannend. Spritzen, Medikamente und Blutentnahmen sind wahnsinnig interessant. Als ich in der Spitex war, habe ich die verschiedenen Medikamente und ihre Wirkungen sehr gut kennengelernt. Hier im Alterszentrum haben wir Medifilm, das heisst, die Medikamente werden von der Apotheke gerichtet, deshalb kann ich sie im Einzelnen nicht mehr so genau studieren.

Welche Tätigkeiten machst du nicht gerne?

Computerarbeit mache ich nicht gerne.

Wie war das für dich am Anfang, andere Menschen zu waschen und die Intimpflege vorzunehmen?

Am Anfang meines Praktikums hatte ich grosse Mühe damit, Bewohnerinnen und Bewohner bei der Ausscheidung zu unterstützen. Da musste ich einige Male auf den Balkon, weil ich es nicht mehr aushielt. So nach fünf Minuten ging es wieder. Man gewöhnt sich auch daran. Den Vorgang sehe ich nicht mehr – ich sehe den Menschen.

Was denkst du, wie fühlen sich die Bewohnerinnen und Bewohner bei solch intimen Hilfestellungen?

Die Bewohnerinnen und Bewohner verlieren die Selbstständigkeit und oft sagen sie, dass sie sich wie ein Kind

fühlen, wenn man sie wäscht. Auf der einen Seite sind sie froh darum, dass wir ihnen helfen, aber auf der anderen Seite finden sie es auch schade. Was wir hier machen, gehört zum Leben.

Wir verarbeitest du das, wenn jemand stirbt?

Wenn ich am Abend das Alterszentrum verlasse, bleibt die Arbeit im Alterszentrum. Das musste ich lernen.

Wie hast du gelernt, damit klarzukommen?

Mit der Zeit lernt man, damit umzugehen. Die Menschen kommen hierhin, um ihren letzten Lebensweg zu beschreiten. Wir sehen, wie sie leiden, und unterstützen sie so gut wie möglich dabei, schmerzfrei von uns zu gehen. Ich persönlich finde es schöner, wenn jemand sterben kann, als wenn sie oder er mit grossen Schmerzen im Bett liegen muss. Der Tod ist Teil unseres Lebens.

Gibt es auch Situationen, in denen ältere Menschen anstrengend sind?

Es gibt Einzelfälle, da passt einfach nichts und alles muss perfekt sein. Ich kann aber leider nicht auf alle Sonderwünsche und Kleinigkeiten eingehen. Es gibt auch Bewohnerinnen und Bewohner, die gar nicht im Alterszentrum sein möchten. In solchen Situationen ist manchmal auch die Familie überfordert.

Wie gehst du mit solchen Situationen um?

Früher habe ich mir alles zu Herzen genommen, aber dann habe ich gelernt, damit umzugehen. Es gibt schliesslich vieles, das man nicht ändern kann.

Gibt es Bewohnerinnen oder Bewohner, die du besonders magst?

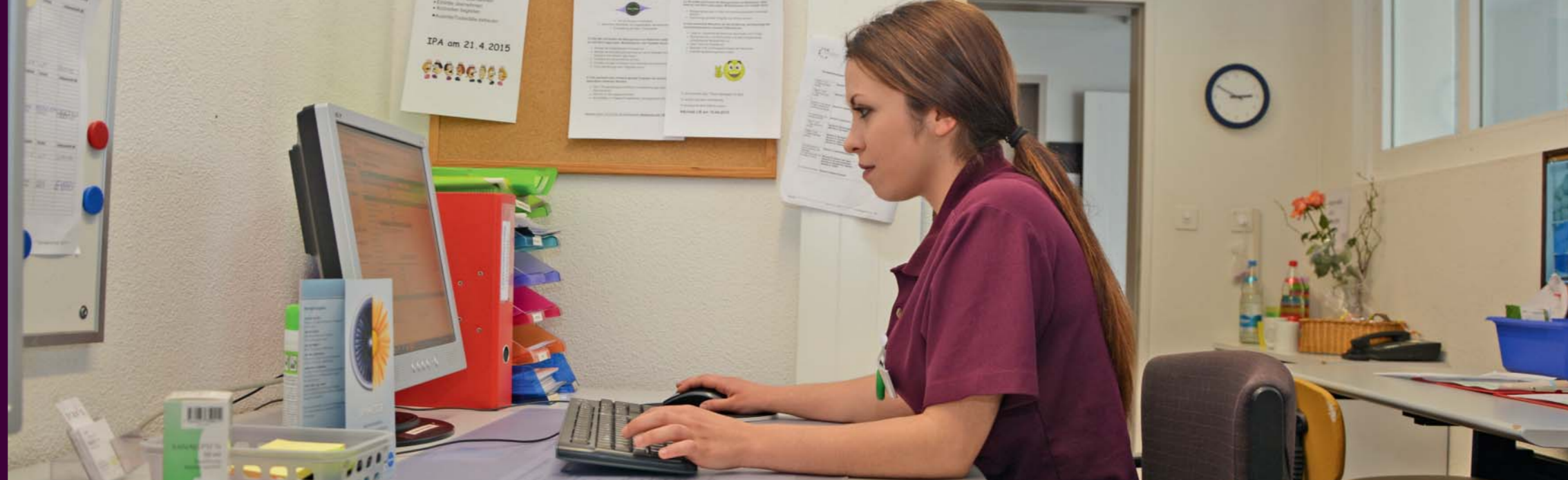
Ja, natürlich. Ein Bewohner erzählt immer sehr viel, obwohl er noch nicht so lange hier ist. In dieser kurzen Zeit habe ich ihn sehr ins Herz geschlossen. Er macht immer lustige Witze. Erst kürzlich erzählte er mir: «Ein Mann, ein Wort, eine Frau ein Wörterbuch, zwei Frauen eine Bibliothek».

Was macht dich besonders stolz darauf, in diesem Beruf zu arbeiten?

Dass ich den Menschen helfen kann. Es ist für mich ein sehr schönes Gefühl, wenn die Bewohnerinnen und Bewohner kommen und dankbar sind. Manchmal nehmen sie einfach meine Hand und sagen Danke. Dann bin ich oft den Tränen nahe. Ich bin eine sehr emotionale Person. Es ist ein sehr schönes und unbeschreibliches Gefühl.

Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?

Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website www.oda-gsag.ch/Berufswahlinfo



FaBe B

NHB

Fachfrau/Fachmann Betreuung,
Behindertenbetreuung Nachholbildung



Selbstbestimmung, Integration und Einfühlungsvermögen sind das A und O

Thomas Giger, Fachmann Betreuung, Behindertenbetreuung, in der Nachholbildung (FaBe B NHB)
1. Ausbildungsjahr, 49 Jahre, Orte zum Leben, Stiftung für Behinderte, Oberentfelden

In welchem Bereich warst du vor deiner Ausbildung tätig?

Ich bin gelernter Autolackierer und war im Transportgewerbe als Chauffeur tätig. Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass ich einen sozialen Beruf ausüben wollte. Etwas, das mehr Substanz hat. Da ich eine Schwester mit Down-Syndrom habe, wurde ich schon von klein auf mit dem Thema Beeinträchtigung konfrontiert.

Wie gefällt dir die Ausbildung zum Fachmann Betreuung, Behindertenbetreuung, auf dem zweiten Bildungsweg?

Ich finde es total gut. Mit knapp 50 Jahren bin ich auch nicht der Älteste in meiner Klasse. Zum Glück sind wir eine kleine Klasse. Das fördert den Zusammenhalt sehr. Der Anteil an Frauen und Männern ist etwa gleich gross und die Klasse ist lässig.

Wie sieht bei dir ein Tagesablauf aus?

Wir haben eine gewisse Tagesstruktur, die wir einhalten. Die Wohnung ist jeden Tag von morgens um 6.30 Uhr bis abends um 22.00 Uhr besetzt. Dann gibt es noch den Nachtdienst. Der Tagesablauf hängt immer vom jeweiligen Dienst ab. Die Dienste sind vorgegeben und strukturiert. Wir haben ein Dossier, in dem alle Tagesabläufe festgehalten sind. Bei der Medikamenten-Abgabe berücksichtigen wir ausserdem die Essenszeiten. Ein Bewohner mit einer mehrfachen Beeinträchtigung benötigt zum Beispiel intensivere Pflege. In diesem Fall ist er auf verschiedene Hilfsmittel angewiesen und die

Pflege bei ihm beansprucht mehr Zeit.

Arbeiten die Bewohnerinnen und Bewohner auf deiner Abteilung?

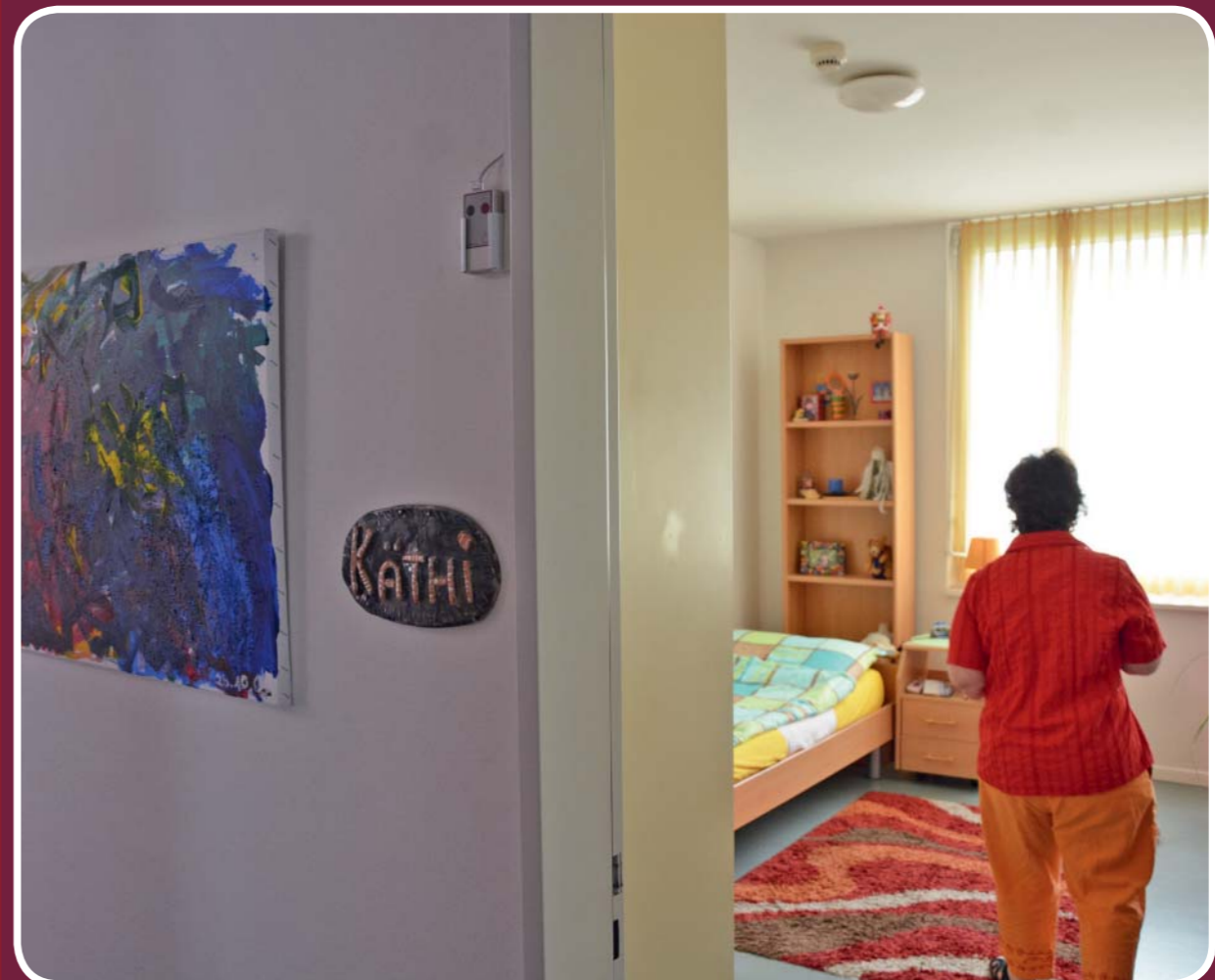
Ja, bei uns auf der Abteilung arbeiten alle sechs Bewohnerinnen und Bewohner. Ein Teil davon geht in die Tagesstätte und ein anderer in die geschützte Industriewerkstatt. Die beiden Bewohnerinnen, die morgens in der Tagesstätte arbeiten, gehen um 8.45 Uhr und kommen um 11.45 Uhr zurück. Sie verrichten dort einfache Arbeiten wie zum Beispiel «K-Lumet». Das sind praktische Anzündhilfen für das Cheminée. In der Tagesstätte gibt es auch andere kreative Abteilungen, in denen unsere Bewohnerinnen und Bewohner Kerzen ziehen, etwas malen oder schleifen.

Dir fällt der Umgang mit den Bewohnerinnen und Bewohnern leicht. Verstehst du alles, was sie sagen?

Eine unserer Bewohnerinnen kann zum Beispiel nur einfache Wörter wie «Ja», «Nein» oder «Mutter» sagen. Wir können zum Teil auch mit Hilfe von Piktogrammen oder der UK-Tafel (unterstützte Kommunikation) mit ihr kommunizieren. Ich kenne sie schon lange und kann ihre Stimmungen gut einschätzen. Wie sagt man so schön: «Man kann nicht nicht kommunizieren.»

Was ist für dich das Schönste an deinem Beruf?

Mein Beruf gibt mir extrem viel und die Arbeit mit Menschen ist für mich authentisch. Ich arbeite gerne mit



anderen Menschen zusammen. Wir haben schon alle möglichen Situationen erlebt – von ganz lustig bis ganz traurig.

Kannst du uns ein Beispiel von einer lustigen und von einer traurigen Situation nennen?

Ich habe schon vor meiner Ausbildung hier in der Stiftung für Behinderte in Oberentfelden gearbeitet. Vor ungefähr 12 Jahren verstarb ein Bewohner unserer Wohngruppe, der schwer krank war. Ich war seine Bezugsperson – das hat mich geprägt. Jetzt zu den freudigen Situationen: Das können auch kleine Momente sein. Ganz toll fand ich zum Beispiel die Wohngruppenferien. Einmal besuchten wir zudem den Volksmusikanlass des Heiteren Open Air. Obwohl mir persönlich der Musikstil nicht gefällt, fand ich es sehr schön, wie sich die begleiteten Personen darüber erfreuten. Bei ihnen braucht es wenig, damit sie sich freuen können – das finde ich gut. Viele kleine Sachen können zu etwas Grossem werden.

Die Arbeit mit Menschen mit einer Beeinträchtigung braucht einiges an Fingerspitzengefühl. Was braucht man denn, um diesen Beruf ausüben zu können?

Das Wichtigste dabei sind Empathie und gesunder Menschenverstand. Ich denke, es braucht ausserdem eine gewisse Reife für diesen Beruf. Einen Reifungsprozess habe auch ich durchgemacht.

Gab es auch Situationen, in denen du dich bei den Bewohnerinnen und Bewohnern unwohl gefühlt hast?

Es gibt immer wieder Situationen, in denen nicht alles glatt läuft. Diese sind jedoch meistens darauf zurückzuführen, dass ich etwas falsch gemacht habe. In solchen Augenblicken finde ich Reflexion sehr wichtig. Wenn ich die Situation noch einmal betrachte und analysiere, probiere ich den Fehler nicht ein zweites Mal machen. Am Anfang hatte ich Mühe damit, aber mittlerweile funktioniert es ganz gut.

Was machst du, wenn du einen schlechten Tag hast?

Ich glaube, man darf schlechte Launen nicht überbewerten. Unsere Bewohnerinnen und Bewohner merken sofort, wenn wir ihnen etwas vorspielen. Dafür haben sie ein sehr feines Gespür.

Welche Tätigkeiten machst du am liebsten?

Es gibt sehr viel, was ich gerne mache. Die Pflege der Bewohnerinnen und Bewohner macht mir sehr viel Freude. Mir ist es auch wichtig, darauf zu achten, dass sie alle wohl fühlen. Ich lege viel Wert darauf, dass sie entsprechend schön gekleidet sind und die Kleider zusammenpassen. Sie sind Menschen wie wir und haben auch das Bedürfnis, sich wohl zu fühlen und schön zu sein. Eigentlich wissen sie am besten, was gut für sie ist.



Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo

IM LEBEN LERNT MAN NIE AUS

Nicole Eichhorn, Fachfrau Gesundheit Nachholbildung (FaGe NHB)
4. Semester, 25 Jahre, Pflegezentrum Süssbach AG in Brugg

Du machst momentan Nachholbildung (NHB) im Pflegezentrum Süssbach. Was hast du ursprünglich gelernt?

Ganz am Anfang habe ich eine zweijährige Ausbildung zur Schuhverkäuferin gemacht. Danach bin ich umgestiegen auf Pflegeassistentin (PA). Diesen Beruf gibt es heute nicht mehr – es heisst nun Assistentin/Assistent Gesundheit und Soziales (AGS). Anschliessend habe ich als Pflegeassistentin in verschiedenen Betrieben weitergearbeitet. 2011 landete ich schliesslich hier im Pflegezentrum Süssbach. Damit ich mich weiterentwickeln kann und weil mir meine Arbeit so gut gefällt, habe ich vor zwei Jahren die Nachholbildung zur Fachfrau Gesundheit begonnen.

Deine erste Lehre ist das komplette Gegenteil von deiner jetzigen Ausbildung. Wieso dieser Wechsel?

Mich interessierte die Pflege schon von Anfang an. Ich habe auch Schnupperwochen und verschiedene Praktika absolviert. Aber weil alle Stellen besetzt waren, musste ich eine

Alternative finden. Deshalb entschied ich mich für Schuhverkäuferin, obwohl mich das nicht wirklich interessierte. Nach dem Ausbildungsabschluss habe ich eine Stelle in der Pflege gefunden und meine Chance ergriffen.

Hast du diesen Schritt je bereut?

Nein, denn meine jetzige Ausbildung ist wirklich sehr interessant und ein enormer Unterschied zum Verkauf. Wir haben verschiedene Arbeitszeiten und nach der Ausbildung auch Nachtwache.

Wieso hast du dich für die Ausbildung in einem Pflegezentrum entschieden?

Mir gefällt die Arbeit mit älteren Menschen. Ich bin gerne für andere da. Ich begleite sie sozusagen auf ihrem letzten Lebensweg. Ich finde auch Krankheiten und Krankheitsverläufe wie beispielsweise bei Demenz spannend. Wenn man an Demenz erkrankt ist, wird das Erinnerungsvermögen

schlechter. Mich interessiert, wie ich diese Menschen professionell begleiten und wie ich ihnen am besten helfen kann. Die Kommunikation mit den Bewohnerinnen und Bewohnern und die Beziehung zu ihnen sind ganz anders als in einem Spital. Im Spital kommen die Patientinnen und Patienten und gehen bald darauf wieder. Es ist dort nicht so einfach, eine Beziehung aufzubauen, da der Kontakt weniger häufig ist. Im Pflegezentrum kann ich mich mit unseren Bewohnerinnen und Bewohnern unterhalten, mit ihnen hinausgehen, den Alltag gestalten und sie mit gezielten Aktivierungen abholen.

Wie sieht bei dir ein normaler Arbeitstag aus?

Der Frühdienst startet um 6.30 Uhr und beginnt mit dem Nachtrapport. Dort lesen wir alles nach, was in der Nacht passiert ist. Da ich wegen der Ausbildung nur 60 Prozent arbeite, muss ich immer wieder nachlesen, was an den anderen Tagen passiert ist. Danach schauen wir, wer bereits

wach ist. Wir unterstützen Bewohnerinnen und Bewohner beim Duschen, Baden und in ihren alltäglichen Arbeiten, welche sie nicht mehr selber ausführen können. Zudem ist es uns wichtig ihre Biografie zu kennen, damit wir den Menschen individuell begleiten und seinen Alltag gestalten können. Einige brauchen zum Beispiel ein Hörgerät oder eine Brille. Wenn möglich, suche ich die Kleider mit den Bewohnerinnen oder Bewohnern zusammen aus. Am Morgen haben wir 15 Minuten Pause. Nach unserer Mittagspause von 11.30 bis 12.00 Uhr haben wir nochmals Rapport, weil dann der Spätdienst kommt und darüber informiert wird, was am Morgen alles geschehen ist. Nach dem Rapport verteilen wir das Mittagessen. Zuerst gibt es Suppe und wenn alle fertig sind, folgen Hauptmenü und Dessert. Dann gibt es Kaffee. Danach ist meistens Mittagsruhe. Beim Aufstehen unterstützen wir die Bewohnerinnen und Bewohner ganz unterschiedlich, je nach Unterstützung, die sie benötigen. Wir arbeiten nach dem

Kinaesthetics-Konzept. Um 14.45 Uhr gibt es ein Zvieri. Danach unternehmen wir noch etwas mit den Bewohnerinnen und Bewohnern, oder die Angehörigen kommen vorbei. Der Frühdienst dauert bis um 15.30 Uhr.

Gibt es viele demente Bewohnerinnen und Bewohner auf eurer Abteilung?

Einige der Bewohnerinnen und Bewohner sind dement oder haben demenzielle Erkrankungen, was auch vom Arzt bescheinigt wird. Wir haben aber auch solche, die nicht an einer Demenz leiden.

Wie alt sind Menschen, wenn sie an Demenz erkranken?

Meist beginnt die Krankheit ab dem Alter von 60 Jahren. Wir haben fast keine jüngeren Bewohnerinnen und Bewohner.

Wie schaffst du den Spagat zwischen dementen Bewohnerinnen und Bewohnern und solchen, die nicht an Demenz erkrankt sind?

Es ist zum Teil schon schwierig. Mit den adäquaten Bewohnerinnen und Bewohnern, also jenen, die nicht an Demenz erkrankt sind, kann man reden. Sie verstehen mich, obwohl ich manchmal vielleicht ein bisschen lauter reden

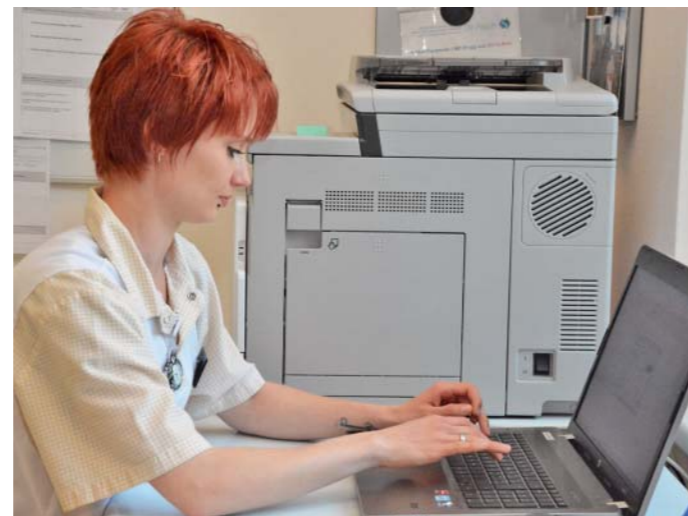
muss, wenn sie Hörprobleme haben. Mit den dementen Bewohnerinnen und Bewohnern ist die Kommunikation anspruchsvoller. Ich versuche dann zu validieren. Die Validation ist eine wertschätzende Kommunikations- und Umgangsform.

Braucht es bei dementen Bewohnerinnen und Bewohnern nicht besonders viel Geduld?

Manchmal komme ich schon an meine Grenzen. Wenn ich nicht mehr weiter weiss, gehe ich fünf Minuten raus, und wenn ich zurückkomme, sieht die Welt schon ganz anders aus. Ich gehe lieber, bevor sich die Wut in mir anstaut. Interessanterweise spüren demente Menschen auch, wenn es mir schlecht geht, wenn ich eine Erkältung habe oder wenn ich gut gelaunt bin.

Erkennen dich die Bewohnerinnen und Bewohner beim regelmässigen Kontakt?

Das ist ganz unterschiedlich. Es gibt Momente, in denen sie mich erkennen oder merken, dass ich eine Person bin, die sie jeden Tag sehen. Dann gibt es auch Momente, in denen ich gar nicht erkannt werde. Dann lasse ich sie aber auch. Ich zwinge sie auch nicht dazu, sich anzuziehen oder etwas zu essen.



Dürfen demente Bewohnerinnen und Bewohner die Abteilung allein verlassen?

Nein, wir vom Pflegezentrum Süssbach oder die Angehörigen begleiten sie. Es ist schwierig, diese Personen wieder zurückzuholen, wenn sie das Pflegezentrum auf eigene Faust verlassen haben. Wir haben zurzeit einen Bewohner im Rollstuhl, der demenziell erkrankt ist und sich gerne alleine auf den Weg macht. Er geht meist zu seiner alten Wohnung, die ganz in unserer Nähe ist. Bei ihm haben wir schon vieles versucht und sogar ein GPS bei ihm deponiert. Er hat es gemerkt, das GPS rausgenommen und auf den Nachttisch gelegt. Wir müssen also sehr aufmerksam sein.

Was war bisher dein schönstes Erlebnis?

Ich habe viele schöne Momente erlebt. Als ich hier frisch angefangen habe, gab es einen Bewohner, der über 100 Jahre alt war. Ich mochte ihn sehr gern und ich habe ihn ins Herz geschlossen, denn ich konnte viel mit ihm unternehmen und reden. Seine Art und seine Ausstrahlung werde ich nie vergessen.

Hast du schon einmal eine Situation erlebt, die dir Angst gemacht hat?

Ja, ich hatte schon einmal ein solches Erlebnis mit einem demenziell erkrankten Bewohner. Ich weiss nicht, was der Auslöser war, aber er wurde gegenüber den Bewohnerinnen und Bewohnern und dem Personal verbal und körperlich sehr aggressiv. Er fing an, eine Glasflasche gegen andere zu erheben. Ausserdem riss er Kabel heraus, spielte damit Lasso und ging auf uns los. Zuerst mussten wir die Bewohnerinnen und Bewohner in Sicherheit bringen. Als schliesslich ein anderer Stationsleiter hinzukam, hat sich der Bewohner beruhigt.

Wie gehst du mit dem Tod von Bewohnerinnen und Bewohnern um?

Ich habe den Tod von Anfang an als Teil meines Berufes angeschaut, der auch zum Leben gehört. Wenn jemand von uns gegangen ist, sage ich immer, dass sie oder er es nun geschafft hat und keine Schmerzen mehr erleiden muss.

Wie fühlt sich das an, einen toten Menschen für die Angehörigen bereit zu machen?

Es kommt darauf an, wie viel Zeit seit dem Tod der Person vergangen ist. Wenn es noch nicht lange her ist, sind die Körper warm und die Totenstarre ist noch nicht eingetreten. Nach ein paar Stunden wird es schwierig, der Person ein Hemd oder ein T-Shirt anzuziehen, und teilweise muss man Kleidungsstücke auch aufschneiden, weil der Körper bereits starr ist. Man sagt, das Gehör gehe zuletzt. Wir haben immer das Gefühl, die Menschen hören uns noch. Deshalb reden wir auch noch mit ihnen, wenn wir sie für ihren letzten Weg vorbereiten.

Hast du keine Alpträume davon?

Nein, das hatte ich bisher noch nie. Ich spüre jedoch manchmal, wenn jemand von uns gehen wird. In einer Nacht träumte ich zum Beispiel, dass ein Bewohner gestorben war, und am nächsten Tag auf der Arbeit erfuhr ich, dass es wirklich so war.

Was machst du, wenn du mal schlechte Laune hast?

Ich lasse das garantiert nicht bei der Arbeit aus. Ich spreche es offen an und dann wird auch Rücksicht genommen. Wenn ich auf jemanden wütend bin, dann nur auf diese Person, und ich kommuniziere das so. In meiner Freizeit kann ich auch gut runterfahren, wenn ich mit meinen Katzen spiele, Musik höre oder shoppen gehe.

Was ist deine Motivation, hier täglich so viel zu leisten?

Ich stehe gerne mit einem Lächeln auf, besonders für die Bewohnerinnen und Bewohner. Ich denke immer positiv und nicht an das Schlechte oder an das, was noch kommt. Das blende ich immer mit einem Lächeln aus. Ich arbeite gerne hier und das baut mich stets auf.

Ist für dich auch ein Studium als Pflegefachfrau an der Höheren Fachschule denkbar?

Das ist schwer zu sagen. Momentan nicht, aber vielleicht gehe ich einen Schritt weiter, wenn ich noch mehr Berufserfahrung gesammelt habe.



Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?

Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website

www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo



Pädagogische Umsetzung und Entwicklung im Alltag

Salome Lacher, Kindererzieherin HF
8. Semester, 24 Jahre, ABB Kinderkrippe
Camäleon Baden

Welche Ausbildung hast du als Erstes gemacht?

Ich habe etwas gemacht, das ganz anders ist als mein jetziger Beruf, nämlich eine Ausbildung zur Damenschneiderin. Während der drei Jahre wurde mir klar, dass dieser Beruf nichts für mich ist. Aber wenn ich etwas anfangen möchte, ziehe ich es auch durch. Deshalb kam ein Lehrabbruch für mich nicht in Frage. Ich wusste jedoch, dass ich nie als Damenschneiderin arbeiten würde. In meiner Freizeit bin ich in der Pfadi – und das schon seit 15 Jahren. Ich arbeite gerne mit Menschen zusammen und habe festgestellt, dass ich das auch gut kann. Ich wusste, dass ich einen Schritt weiterkommen wollte, und bin dann auf die ganz neue Ausbildung zur Kindererzieherin HF gestossen. An der Ausbildung zur Sozialpädagogin HF war ich nicht so sehr interessiert, weil ich nicht nur mit Kindern mit einer Beeinträchtigung arbeiten wollte. Der Krippen- und Hortbereich hat mich besonders fasziniert.

Warst du vor Ausbildungsbeginn auch im Kinderbereich schnuppern?

Ich war drei Tage in einer anderen Kindertagesstätte schnuppern. Mein sechsmonatiges Vorpraktikum absolvierte ich in einer Tagesschule mit integriertem Hort. Meine Cousine hat mir vom Ausbildungsplatz hier in der ABB Kinderkrippe Camäleon erzählt und ich hatte dann ein Bewerbungsgespräch. Dann habe ich hier eine Schnupperlehre absolviert und erhielt die Stelle.

Die Ausbildung ist relativ jung. Bist du in der Pilotklasse?

Nicht ganz, ich bin in der zweiten Pilotklasse. Wir sind der zweite Jahrgang, der in diesem Bereich ausgebildet wird. Wir sind 20 Personen und davon sind 16 Quereinsteigerinnen und Quereinsteiger wie ich. Vier Personen haben im Vorfeld die Ausbildung zur/zum Fachfrau/Fachmann Betreuung absolviert.

Wo befindet sich eure Schule?

Unsere Schule ist in Zug. Bei mir in der Klasse sind Personen aus der ganzen Schweiz, das finde ich sehr spannend.

Als Abschlussarbeit müsst ihr eine Diplomarbeit verfassen. Welches Thema hast du gewählt?

In meiner Arbeit formuliere ich unser internes pädagogisches Konzept in Bezug auf die Kommunikation mit Kindern aus. Ich verbinde Theorie und Praxis und berücksichtige dabei vor allem den Aspekt des Qualitätslabels QualiKita, das in der Kommunikation bereits einige Entwicklungsbereiche definiert hat. Die Diplomarbeit ist mit einem grossen Aufwand verbunden. Ich freue mich, dass ich etwas erarbeite, was später eins zu eins in die Praxis umgesetzt werden kann.

Möchtest du nach deinem Abschluss weiterhin auf diesem Beruf arbeiten?

Ja, zu Beginn sicher. Was die Zukunft jedoch mit sich bringt kann ich noch nicht genau sagen.

Ich bin erst 24 Jahre alt und wir sind der zweite Jahrgang, der die Ausbildung abschliesst. Das heisst, zum jetzigen Zeitpunkt gibt es maximal 40 Personen auf dem Stellenmarkt, die unseren Beruf bereits ausüben. Wir sind nach wie vor in einem Entwicklungsprozess und ich habe das Gefühl, mein Beruf kann sich sehr vielseitig entwickeln. Weil ich nicht weiss, wo er in Zukunft stehen wird, kann ich auch nicht sagen, was ich in den nächsten 50 Jahren machen werde.

Wie stellst du dir deine nahe berufliche Zukunft vor?

Im Augenblick bin ich noch mitten im Prozess, wie es weitergehen soll. Wenn ich im Verein ABB Kinderkrippen bleiben darf, würde ich gerne bleiben. Ich kann mir aber durchaus

vorstellen, in einem Hort oder im stationären Bereich zu arbeiten. Auf jeden Fall möchte ich weiterhin mit Kindern zusammen arbeiten.

Wo liegt der Unterschied zwischen deiner HF-Ausbildung und der Lehre als Fachfrau/Fachmann Betreuung?

Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass wir in unserer Ausbildung sehr vertieftes Fachwissen erlangen. Das heisst, wir gehen auf pädagogischer Ebene viel tiefer. Die pädagogischen Ansätze, die wir genauer betrachten und mit denen wir uns sehr intensiv auseinandersetzen, geben uns die Möglichkeit unseren eigenen Stil zu entwickeln. Die HF ist keine Führungsausbildung per se und doch erhalten wir Einblick in die Bereiche Führung, Personal und in Finanzgrundlagen, was für mich sehr spannend ist.

Habt ihr im Berufsalltag dieselben Aufgaben?

Im Berufsalltag arbeite ich mit den Kindern wie eine FaBe K. Ich bin im administrativen Bereich, wo Fachwissen gefragt ist, stark eingebunden und erhalte im pädagogischen

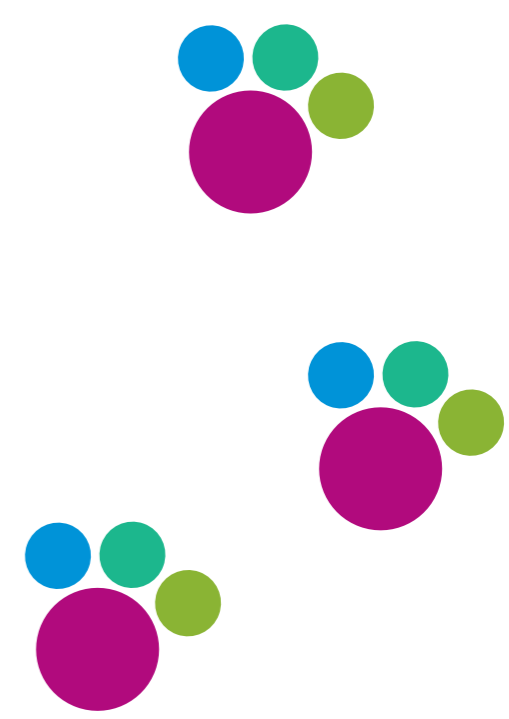
Bereich mehr Verantwortung.

Wie sieht ein normaler Alltag bei dir aus?

Ein Grossteil besteht sicher aus Gruppenarbeiten. Wir nehmen Kinder entgegen, betreuen sie und begleiten sie zum Schlafen. Es gehört dazu, dass ich administrative Aufgaben erledige. Als Sicherheitsverantwortliche mache ich zum Beispiel eine Gefahrenanalyse und bin für die Einhaltung aller Punkte verantwortlich. Wir sind mit dem Label QualiKita zertifiziert, und das war ein aufwändiger Prozess. Ich wurde fest einbezogen und mein Fachwissen war gefragt. Momentan nimmt auch die Ausbildung unserer Lernenden viel Zeit in Anspruch. Ich begleite und betreue nicht nur Kinder, sondern auch Lernende.

Arbeitet ihr nach bestimmten Konzepten?

Ja, wir arbeiten nach RAMAKI – spielend lernen. Die Grundlage dafür sind das Kistenmodell nach Regula Kormann und der Orientierungsrahmen. Es geht darum, dass Kinder von Kindern lernen und dass Kinder am besten im Spiel lernen.



Die intrinsische Motivation des Kindes spielt dabei eine tragende Rolle. Die Räume bei uns sind reizarm gestaltet, es gibt keine vorgegebenen Spielbereiche (Puppenecke, Konstruktionsecke etc.) und sämtliche Spielmaterialien sind in übersichtlichen Kisten sortiert. Die Kinder können sich aus der Spielkiste holen, was sie brauchen, und diese Sachen in ihr Spiel einbeziehen. Ausserdem können sie die Tische, die Stühle, die Leitern und weitere Bewegungselemente in die Gestaltung ihrer Spielbereiche einbeziehen.

Wie soll man sich die Tagesgestaltung mit euren Kindern vorstellen? Wir legen sehr grossen Wert auf das Freispiel. Das heisst, die Kinder bestimmen selber, wo sie, was sie, wie lange und mit wem sie spielen. So nimmt das Freispiel einen grossen Teil unseres Ablaufs ein und deshalb ist bei uns vor allem der Morgen dafür reserviert. Gleichzeitig finden Angebote statt, an denen die Kinder ganz nach Lust und Laune teilnehmen können. Wir legen auch Wert darauf, dass die Kinder in die Natur gehen können, die Nachmittage verbringen wir meist draussen.

Gibt es bei euch auch bestimmte Rituale, die ihr einhaltet?

Ja, davon gibt es einige. Dazu gehören sicher einmal die täglichen Rituale wie die Begrüssung am Morgen. Dann gibt es vor dem Mittagessen Rituale wie Singkreis bilden oder Bilderbuch anschauen. Es gibt auch Rituale, die zu bestimmten Jahreszeiten oder Anlässen wie zum Beispiel Weihnachten oder Ostern gepflegt werden. Der Geburtstag eines Kindes wird ebenfalls mit einem Ritual gefeiert und thematisiert. Zudem gibt es grössere Rituale bei Überritten, Eintritten oder Austritten.

Habt ihr in eurer Kita auch Themenwochen?

Ja, das machen wir mehrmals im Jahr. Wir behandeln dann ein bestimmtes Thema über zwei bis vier Wochen hinweg. Kurzfristig steht bei uns das Thema Weltreise an: Hier lernen die Kinder die verschiedenen Kulturen kennen. Im Januar hatten wir zwei Wochen lang das Thema Feuerwehr. Die Kinder erhalten dazu Infos, Materialien und Spielsachen.

Welcher Teil deiner Arbeit macht dir am meisten Spass?

Ich finde es extrem spannend, Theorie und Praxis zu verknüpfen und

Konzepte durchzuackern, zu erarbeiten, zu lesen, auseinanderzunehmen, zu hinterfragen und nach der Reflexion die Konzepte in die Praxis umzusetzen.

Wie gehst du mit dem Lärmpegel in der Krippe um?

Ich halte mir die Ohren zu (lacht). Nein, es kommt natürlich immer darauf an, wieso es laut ist. Manchmal brauchen die Kinder das einfach und müssen die Wirkung ihrer Stimme ausprobieren. Dann versuche ich ihnen den dafür nötigen Rahmen zu bieten. Manchmal ziehe ich mich zurück und schnappe ein bisschen frische Luft. Die Kinder können aber auch sehr laut sein, wenn sie sich gegenseitig richtig anstacheln. Dann gehe ich oft dazwischen und frage nach, ob ich bei einer Problemlösung unterstützen kann. Ich finde, Lärm gehört zu unserem Job. Lärmempfindlichkeit ist bei uns fehl am Platz.

Wie steht ihr in eurer Kinderkrippe zum Thema Mahlzeiten und Essen?

Essen ist in erster Linie ein Gemeinschaftserlebnis, und wir legen gros-

sen Wert auf eine entspannte Esssituation. Die Kinder entscheiden selber, was und wie viel sie essen wollen. Wir schöpfen ihnen in der ersten Runde von allem eine Portion. Sie essen das, worauf sie Lust haben und schöpfen sich dann selber nach. Wir achten auf Selbstständigkeit. Je unkomplizierter die Esssituation ist, desto unproblematischer wird das Ganze – das ist meine Erfahrung. Die Kinder sollen sich beim Essen wohlfühlen. So entsteht eine angenehme Situation, es herrscht eine Ruhe in der Gemeinschaft und man kann sich austauschen.

Wer liefert euch das Essen?

Unsere Mahlzeiten werden uns von menuandmore geliefert. Diese Firma hat sich darauf spezialisiert, Menüs für Horte und Krippen zusammenzustellen und zu liefern. Wir bekommen das Essen vorgekocht und vakuumiert geliefert und erwärmen es dann im Steamer. Wenn möglich, kochen wir jedoch einmal in der Woche zusammen mit den Kindern.

Kannst du dich an ein besonde-

res Erlebnis mit den Kindern erinnern?

Es fiel mir schwer, zur Babygruppe zu wechseln. Ich mochte die vorherige Altersstufe ganz gut und für mich war es ein schwerer Abschied. Wir gehen jeden Morgen und jeden Abend bei den anderen Abteilungen vorbei, um Hallo und Tschüss zu sagen. Ich war bei der vorherigen Gruppe jedes Mal die Hauptattraktion und es berührte mich, dass die Kinder mich nicht vergessen hatten. Die Kinder fordern zwar und zeigen sich auch herausfordernd, es kommt aber viel zurück.

Gibt es unter den Kindern solche, zu denen du einen besonderen Draht hast?

Wir haben, ob wir wollen oder nicht, Sympathien und Antipathien. Das ist bei den Erwachsenen genauso wie bei den Kindern. Kinder haben Betreuungspersonen, die sie interessanter finden und auf die sie offener zugehen. Es ist ein absolutes Wechselspiel.

Haben sich deine Erwartungen an deine neue Ausbildung erfüllt?

Ja, auf jeden Fall. Ich bin ganz bestimmt einen Schritt weiter gekommen. Für mich ist es eine Berufung.

Ich kann meine persönlichen Stärken einbringen und sie werden weiter gefördert.

Wieso freust du dich am Morgen auf deine Arbeit?

Kein Tag ist wie der andere. Wir wissen nie, was uns erwartet und wie es den Kindern geht. Wir können auch die Stresssituationen nicht vorhersagen und das gefällt mir. Als Schneiderin hatte ich immer denselben Ablauf – und wehe, ich bin davon abgewichen. In diesem Beruf gibt es Raum für Neues und Flexibilität ist gefragt. Wir können uns zwar einen Plan zurechtlegen, der würde aber bestimmt nicht funktionieren.

Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren? Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo

Katharina Lastro, Pflegefachfrau HF
6. Semester, 20 Jahre,
Akutnahe Neurorehabilitation RehaClinic (AnR) c/o Kantonsspital Baden



SO VIEL WIE NÖTIG, SO WENIG WIE MÖGLICH

Weshalb machst du deine Ausbildung im Rehabilitationsbereich?

Da ich über die Höhere Fachschule Gesundheit und Soziales (HFGS) angestellt bin, teilt mir die Schule auch den Ausbildungsplatz zu. Ich wollte selbst in den Reha-Bereich, aber die Wünsche können nicht immer zu 100 Prozent berücksichtigt werden.

Da hast du ja Glück gehabt?

Ja, im Gegensatz zu meinem vorherigen Praktikum. Dieses wollte ich in einem Spital machen, wurde aber in die Spitex eingeteilt. Da ich die zweijährige Ausbildung absolviere, ist dies mein zweites und letztes Praktikum.

Was hast du vor deiner Ausbildung zur Pflegefachfrau HF gemacht?

Während dreier Jahre habe ich die Ausbildung zur Fachfrau Gesundheit in der RehaClinic Zurzach in verschiedenen Fachbereichen absolviert.

Wo siehst du die Unterschiede zwischen der Spitex und der Reha?

Die Spitex gehört dem Langzeitbereich an und kümmert sich um geriatrische Patientinnen und Patienten. Das heisst, es werden hauptsächlich ältere Menschen betreut, welche die Spitex über einen längeren Zeitraum in Anspruch nehmen. Auf die Akutnahe Neurorehabilitation kommen die Patientinnen und Patienten dagegen kurz nach ihrer Diagnosestellung und benötigen deswegen eine intensive medizinische, pflegerische und therapeutische Betreuung. Mein jetziges Reha-Praktikum unterscheidet sich wesentlich von meinen vorangegangenen Praktikas in der RehaClinic Zurzach oder der RehaClinic Baden. Dort werden Menschen betreut, die bereits einen grossen Schritt weiter sind und die intensive Betreuung langsam abnimmt. So können sie gegebenenfalls in einem zweiten Schritt mit der Spitex nach Hause entlassen werden.

Weshalb gefällt dir persönlich die Reha besser als die Spitex?

Im Reha-Bereich ist der Wechsel der Patientinnen und Patienten höher. In der Spitex wechseln sie deutlich seltener, daher kann eine bessere Beziehung zu den Menschen aufbauen als im Reha-Bereich. Bei uns sind die Patientinnen und Patienten im Durchschnitt drei Monate. In der Spitex sehe ich die Gefahr, dass die Beziehungen mit der Zeit intensiv werden und es schwierig wird, sich abzugrenzen.

Was gefällt dir besonders gut in der RehaClinic?

Wir können mitverfolgen, wie die Patientinnen und Patienten auf allen Ebenen der Rehabilitation gefördert werden und wie sie dabei Fortschritte machen. Das motiviert mich Tag für Tag, denn so weiss ich, dass ich etwas bewirke. Es ist wirklich schön, eine solche Entwicklung zu sehen. Oft kommen die Patientinnen und Patienten am Anfang schwer betroffen zu uns und können sich zu diesem Zeitpunkt zum Beispiel nicht selbstständig waschen oder im Bett drehen. Dank unserer Pflege wird ihnen das zu grossen Teilen nach zwei bis drei Monaten wieder ermöglicht.

Hast du kein Problem damit, mit dem täglichen Leid umzugehen?

Nein, ehrlich gesagt nicht. Ich weiss, dass ich etwas Gutes tue, und die Patienten sind oft auch nicht schuld an ihrem Leid. Die täglichen kleinen Erfolgserlebnisse der Patientinnen und Patienten bestärken mich, das Richti-

ge zu tun und auf dem richtigen Weg zu sein. Natürlich gibt es manchmal Geschichten, die mich beschäftigen.

Was sind das für Geschichten?

Schicksale von jüngeren Patientinnen und Patienten beschäftigen mich oft deutlich mehr. Da bin ich sensibler, weil sie in meinem Alter sind und mir das auch so zustossen könnte. Wenn zum Beispiel Drogen im Spiel waren und es nach einer Party böse endete. Ich finde es auch tragisch, wenn jemand von heute auf morgen gelähmt ist oder seine Muskeln beeinträchtigt sind und die Erfolgchancen auf Genesung klein sind.

Einen solchen Schicksalsschlag steckt niemand so einfach weg. Wie könnt ihr den Patientinnen und Patienten dabei helfen?

Die unzähligen Gespräche zwischen mir und den Patientinnen und Patienten helfen oft, sie etwas aufzufangen. Wir zeigen ihnen dabei auch die kleinen Erfolge auf, die sie bereits erzielt haben. Denn sie sind nicht immer in der Lage, diese Erfolge zu erkennen. Die Angehörigenbetreuung spielt hier aber meistens eine ebenso wichtige Rolle, weil die Angehörigen oft die wichtigste Stütze sind.

Welche Eigenschaften sind empfehlenswert, wenn jemand Pflegefachfrau/-mann HF im Reha-Bereich werden möchte?

Es ist wichtig, dass man sehr flexibel ist und auf uner-

wartete Notfälle korrekt reagiert. Wie handelt man zum Beispiel, wenn eine Patientin oder ein Patient plötzlich einen epileptischen Anfall hat? Eine weitere wichtige Eigenschaft ist die Teamfähigkeit – gerade auf dieser Station muss man in schwierigen Situationen mit den anderen Teammitgliedern zusammenarbeiten und ihnen vertrauen können. Kontaktfreudigkeit und eine offene Kommunikation sind bestimmt auch von Vorteil.

Was machst du am liebsten?

Ich unterhalte mich am liebsten mit den Patientinnen und Patienten. Dabei erfahre ich immer wieder neue und spannende Dinge. Oft kann ich von ihrer Lebenserfahrung und ihrem Wissen profitieren – umgekehrt darf aber auch ich ihnen mein Fachwissen weitergeben. Wenn sie zum Beispiel die Diagnose Diabetes, also Zuckerkrankheit, erhalten, müssen sie lernen, wie man Blutzucker misst und was man dabei beachten muss. Es gehört zu unseren Aufgaben, sie anzuleiten und zu instruieren, wie sie sich das Insulin verabreichen müssen und wie sie auf eine Abweichung der Normwerte reagieren müssen. Das zu planen und zu überlegen, ist Teil unseres Pflegeprozesses.

Du bist bald fertig mit deiner Ausbildung. Was möchtest du nachher machen?

Das weiss ich noch nicht genau. Ich möchte aber weiterhin im Rehabilitations-Bereich arbeiten. Wichtig ist, dass es im Team stimmt. Wenn man nicht weiterkommt, muss man sich auf eine andere Person verlassen können, die einem hilft. Das kann auch heissen, bei einer Erkältung einzuspringen. Dafür braucht es Toleranz.

Kannst du dein Gelerntes auch im privaten Umfeld nutzen?

Ja, auf jeden Fall. Da wir über einige Diagnosen, Symptome und Medikamente Bescheid wissen, hilft es im Alltag zu entscheiden, ob ein Arztbesuch notwendig ist.

Erzähl uns von einem besonderen Erlebnis.

Ich finde es grundsätzlich sehr schön, wenn ich mit unseren Patientinnen oder Patienten lachen kann, obschon sie sich in einer schwierigen Lebenssituation befinden. Da freue ich mich jedes Mal mit.

Was machst du, wenn du mal einen schlechten Tag hast?

Mir ist es dann wichtig, dass dies die Patientinnen und Patienten weder erfahren noch spüren. Wenn ich dann aber nach Hause komme, möchte ich nichts weiter als schlafen und meine Ruhe haben. Zu Beginn meiner Ausbildung hatte ich häufiger «schlechte Tage» als jetzt, da ich viel öfter an meine persönlichen Grenzen stiess.

Gibt es irgendetwas, das die Jugendlichen über diesen Beruf wissen sollten?

Jeder, der in diesem Bereich tätig sein möchte, wird eine grosse Verantwortung gegenüber anderen Menschen tragen. Deshalb ist korrektes und genaues Arbeiten eine Voraussetzung. Ausserdem arbeiten wir in einem Schichtbetrieb. Das heisst, wir arbeiten manchmal auch abends, nachts oder am Wochenende.



**Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo**

IMPULS 2015 Hilfe zur Selbsthilfe

Rocco Umbescheidt erzählt

FACTS

- 1998 von fünf Krankenpfleger/innen in Aalen gegründet
- 610 Mitglieder und Paten
- Aktionskreise in Aalen, Berlin, Dresden, Leipzig, Mönchengladbach, Stuttgart, Ulm, Würzburg sowie in der Schweiz und in Österreich
- 2300 Unterstützer und Förderer
- Ehrenamtliche Arbeit von 80 Personen, die sich täglich im Vorstand, im erweiterten Vorstand und in den verschiedenen Fachbereichen engagieren
- In Nepal unterstützen wir insgesamt 5000 Menschen – in sieben Projekten arbeiten mittlerweile 70 nepalesische Angestellte
- Neben den unten genannten Projekten wurden zwölf weitere Schulen gebaut

Nepal wurde unlängst von schweren Erdbeben heimgesucht. Unsere Gedanken sind ganz bei den Angehörigen der Opfer. Wir wünschen jenen, die alles verloren haben, viel Kraft beim Wiederaufbau.

Das Projekt

Worte wiegen schwerer als Taten

Als Rocco Umbescheidt und das Gründungsmitglied Roman Cieslewicz mit 22 Jahren im claro Weltladen aushalfen, beschäftigte sie das Thema Armut extrem. Um die Zusammenhänge besser zu verstehen, setzten sie sich daher mit Wirtschaftskreisläufen und der Kolonialisierung auseinander. Gemeinsam kamen sie zum Schluss, dass es die Taten sind, die zählen, und nicht die Worte. Der Wunsch und die Überzeugung für ein Projekt waren entstanden, doch es fehlte der passende Ort dafür. So begannen die beiden für eine Reise quer durch Lateinamerika, Afrika und Asien zu sparen. Der Zufall wollte es, dass sie bei einer Rezitation eines Schiller-Textes bald auf die Lösung ihrer Fragen stiessen. Den jungen Männern wurde ein Tisch zugewiesen, an dem ein nepalesisches Waisenkind und dessen Mutter sass. Die Geschichten über die nepalesische Bevölkerung und das Land liessen Rocco Umbescheidt und Roman Cieslewicz ihre Weltreise kurzerhand über Bord werfen. Im Frühjahr 1998 reisten sie mit dem Motorrad nach Nepal und starteten in der Hauptstadt Kathmandu ihr erstes Projekt: ein Waisenhaus mit 15 Kindern und drei Angestellten. Es sollte ein Privatprojekt werden, das die beiden mit der Hälfte ihres damaligen Pflegegehalts finanzieren wollten. Sie haben sich dafür hoch verschuldet und gemerkt, wie unrealistisch es war, mit ihrem Pflegegehalt den Schuldenberg abzubauen. Darauf fand Rocco Umbescheidt eine Anstellung bei der Höheren Fachschule für Gesundheit und Soziales in Aarau. Damals ahnte noch niemand, welche Dimensionen dieses Projekt annehmen würde. Die Waisenkinder der ersten Generation sind mittlerweile erwachsen und haben alle einen Berufs- oder Studienabschluss in der Tasche.

Die Philosophie von Govinda

Ein Projekt ist nur dann sinnvoll, wenn es nachhaltig geplant ist. Schnellschüsse funktionieren nicht – eine Laufzeit von fünf Jahren ist nicht ausreichend. Es gibt viele Wasser- oder Stromprojekte, die für Millionen gebaut, am Ende jedoch nicht benutzt oder gewartet werden. Weil die Bevölkerung vielfach nicht über die Vorteile und die Hintergründe der Infrastrukturmassnahmen informiert und entsprechend geschult wird, sind die Projekte im Voraus zum Scheitern verurteilt. Eine Toilette, die als Abstellkammer und nicht als Toilette benutzt wird, hilft in Nepal niemandem weiter. Govinda investiert daher viel in Schulungen, besonders in Westnepal. Bildung, Landwirtschaft und Gesundheit sind dabei zentrale Themen. Da viele Nepalesinnen und Nepalesen weder lesen noch schreiben können, müssen kreative Informationskanäle geschaffen werden. Govinda versucht deshalb, das Theater zu nutzen, um der Bevölkerung Problematiken zu vermitteln. Frauen singen, um das Wissen, das sie gelernt haben, weiterzugeben. Govinda hat drei unterschiedliche Einnahmequellen: Ein Teil des Geldes stammt von den Patenschaften, also den Spendern, die eine Schul-, Waisenkind-, Ausbildungs- oder Projektpatenschaft übernommen haben. Diese 610 Personen sind stimm- und entscheidungsberechtigte Mitglieder. Ein zweiter Teil kommt durch Firmen und Stiftungen zusammen. Den dritten Teil schliesslich bilden Einnahmen aus

Aktionen von Helferinnen und Helfern. Diese sind zum Beispiel viel an Heavy-Metal-Konzerten unterwegs und sammeln Dosen, für die sie Pfand erhalten. Mit einem fleissigen Team kriegt man schon einige zehntausend Euro zusammen.

Aufnahmekriterien für Waisenkinder

Waisenkinder gibt es viele in Nepal, und die Plätze in den Waisenhäusern sind begehrt. Es gibt deshalb viele Kinder, die sich zu Unrecht als Waisen ausgeben. Um die korrekte Auswahl der Waisenkinder zu unterstützen, wurden die Erfahrungswerte, die sich über die Jahre angesammelt hatten, in einer zwölfseitigen Guideline als Aufnahmekriterien festgehalten. Ein Kriterium ist zum Beispiel das Alter: Für die Aufnahme in ein Waisenhaus dürfen die Kinder nicht älter als zwölf sein, da die Sozialisierung ab diesem Alter schwieriger wird. Vor allem soziale Kriterien müssen erfüllt sein: sozialer Status, Kastenstatus. Natürlich muss auch die Kapazität des jeweiligen Waisenhauses berücksichtigt werden. Neben der internen Überprüfung der Guideline-Kriterien werden die Resultate der Bewerberinnen und Bewerber öffentlich publiziert und jedermann kann sich daraufhin melden.

Das Reintegrationsprojekt investiert in Wurzeln

Das Besondere am Waisenhausprojekt ist die Reintegration der Waisenkinder. Normalerweise verlässt ein Kind in Nepal das Waisenhaus mit zehn Jahren. Die Kinder werden während ihrer Schulzeit betreut und dann ohne weitere Hilfe in die weite Welt entlassen. Ihnen fehlt besonders die Familienstruktur, die sonst in Nepal das Überleben aller sichert. Deshalb rief Govinda den Reintegrationsplan ins Leben. Die Reintegration beinhaltet, dass die Kinder während ihres Waisenhauseaufenthalts den Kontakt zu ihren Heimatdörfern nie verlieren und somit ihre Wurzeln behalten – dies alles ist entscheidend für die spätere Integration. Nach der obligatorischen Schulzeit finanziert Govinda den Mädchen und Jungen einen College- oder Berufsabschluss. Mit dem Abschluss erhalten die Jugendlichen als Aussteuer einen eigenen Hausstand. Es ist Govinda ein Anliegen, dass niemand durchs Netz fällt und jede und jeder in der Gesellschaft ihren oder seinen Platz findet.

Nach dem Waisenhaus die Schule

Nach dem Aufbau des ersten Waisenhauses leiteten die Gründungsmitglieder den Bau einer neuen Schule in die Wege, die 2002 eröffnet wurde. Mittlerweile hat Govinda insgesamt zwölf Schulen gebaut – unter anderem auch Regierungsschulen. Die Abschlussraten sind leider sehr niedrig und bewegen sich nur langsam nach oben. Die von Govinda gebauten Schulen wurden zu Beginn heftig kritisiert, da in derselben Schule 250 Kinder aus armen und 250 Kinder aus reichen Familien untergebracht wurden. Im hinduistischen Denken ist das Kastensystem immer noch stark verankert. Wenn Personen einer hohen Kaste mit kastenlosen Personen in Berührung kommen, müssten sie sich gemäss diesem System drei Tage in Folge waschen. Die Schule funktioniert bereits seit 13 Jahren und wird mit dem Scholarship-Projekt ergänzt. Die mittellosen Kinder, die die Schule besuchen, erhalten Mahlzeiten, Schuluniform und Kleidung. Hinzu kommen



ärztliche und zahnärztliche Untersuchungen. Eine andere wichtige Funktion erfüllt das Vocational-Trainingscenter. Hier erhalten die Schulkinder – arme und reiche – sowie die Waisenkinder die Möglichkeit, einen Berufsabschluss zu machen. Von der sechsten bis zur achten Klasse besuchen sie in ihren Ferien einen Töpfer- oder Schreinerkurs. In der neunten und zehnten Klasse haben sie die Wahl zwischen Landwirtschaft und Hauswirtschaft. Vor dem Ende des zehnten Schuljahres belegen sie ein Abschlussexamen, dessen Abschlussrate bei den Govinda-Schulen stolze 100 Prozent beträgt. Danach absolvieren die Jugendlichen einen Compact-Kurs, der in Nepal als niedrigster Berufsabschluss anerkannt wird.

Das nepalesische Volk Englisch als Schulsprache

In den nepalesischen Schulen wird Englisch gesprochen. Für Kinder, die noch nie zuvor Englisch gesprochen haben, ist es schwierig, den Inhalt der Fächer zu verstehen. Sie haben dann die Tendenz, viel auswendig zu lernen. Govinda fördert neue Unterrichtsmethoden wie Gruppenarbeiten und bringt frischen Wind.

Kastenwesen in Nepal

Obschon das Kastensystem in Nepal per Gesetz abgeschafft wurde, wird diese Tradition weiterhin vielerorts gelebt. Besonders in den ländlichen Regionen ist die alte Hierarchie noch deutlich zu spüren. Ein Grossteil der Frauen sind Analphabetinnen und glauben immer noch an Schamanen und böse Geister. In Nepal herrscht ein Chaos in Bezug auf Gottheiten – es gibt Tausende davon und ein Durchblick ist schwierig. In Grossstädten wie Kathmandu tragen die Globalisierung und der steigende Bildungsstand in der Gesellschaft wesentlich dazu bei, dass dem Kastensystem weniger Bedeutung beigemessen wird.

Krankenversorgung in Nepal

Ein Krankenwagen in Nepal hat Seltenheitswert. Die grösste Wahrscheinlichkeit, einen zu Gesicht zu bekommen, ist in der Hauptstadt Kathmandu. Wenn in Westnepal sich jemand den Fuss bricht oder bei einer Frau Schwangerschaftskomplikationen auftreten, kann es sein, dass diese Person einen 4000 Meter hohen Berg überwinden muss, um zu einem Arzt oder in ein Spital zu gelangen. Die mangelnde Hygiene im Alltag ist der Grund für viele Krankheiten.

Was arbeiten die Nepalesinnen und Nepalesen?

90 Prozent sind Bauern. Viele davon wandern von den Bergregionen in die Städte ab. Die Städte laufen deswegen über und es bilden sich Slums. Leider finden auch nicht alle eine Arbeit, der sie regelmässig nachgehen können. Es ist Govinda wichtig, dass die Menschen ihre Wurzeln behalten. Die Globalisierung ist dabei keine grosse Hilfe. Denn fast jede Krankenschwester, die sich in Nepal ausbildet, wird schliesslich von ausländischen Agenten abgeworben. In ganz Kathmandu hängen riesige Plakate, auf denen ausländische Firmen um Personal werben. Das ausgebildete Personal, das ins Ausland abwandert, fehlt dann in Nepal. Dies gefährdet die medizinische Versorgung nicht nur auf kurze, sondern auch auf lange Sicht extrem.

Wie wohnen die Nepalesinnen und Nepalesen?

In den traditionell gebauten Häusern werden unten die Tiere gehalten und der Lebensraum befindet sich oberhalb. Es geschieht nicht selten, dass eine Frau ihre Kinder unten im Kuhstall auf die Welt bringt. Dass dies hygienisch nicht tragbar ist, zeigt sich vor allem in der Regenzeit: Dann werden alle Exkremente der Bevölkerung in die Kuhställe und die Wasserversorgung geschwemmt. Aus diesen Gründen hat Govinda beschlossen, ein Musterhaus zu bauen, bei dem die traditionellen mit modernen Baumethoden verknüpft werden. Die Kosten für das Haus halten sich ungefähr im gleichen Rahmen wie bei einem traditionell gebauten Haus. (Bild)



Wie viele Menschen leben in Kathmandu?

In Nepal leben fast 30 Millionen Menschen, in der Hauptstadt Kathmandu sind es 1,9 Millionen. Bevölkerungswachstum ist in Nepal ein grosses Thema. Die niedrige Lebenserwartung von unter 50 Jahren hat auch damit zu tun, dass ein offenes Feuer der Lebensmittelpunkt vieler nepalesischer Familien ist. Um dieses Feuer herum, in der Mitte des Raumes, wird gegessen, geschlafen und geredet. Dem beissenden Rauch sind die Frauen und Männer Tag und Nacht ausgesetzt, weshalb viele im Alter erblinden.

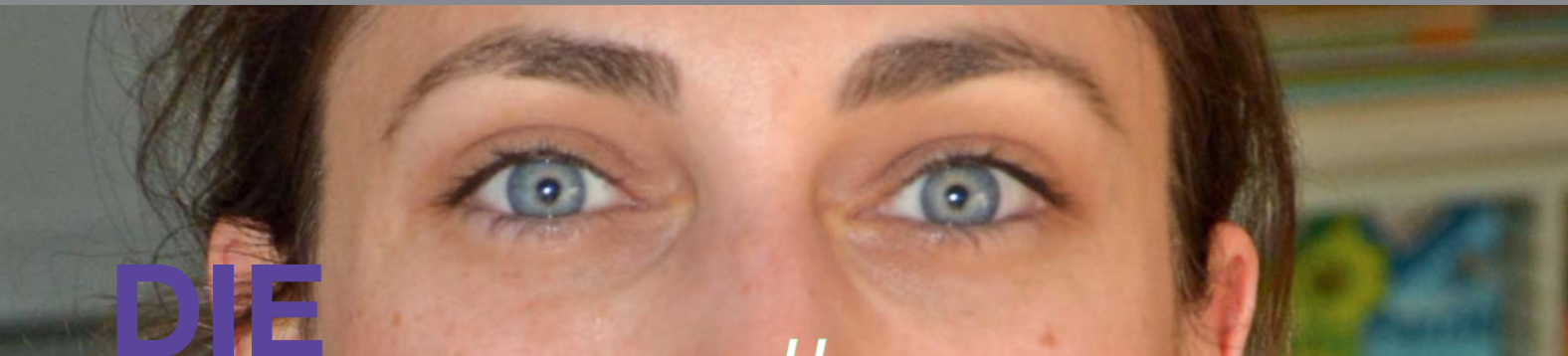
Rocco Umbescheidt Die Familie

Die Herausforderung für Rocco Umbescheidt besteht darin, Familie, Arbeit und freiberufliches Engagement unter einen Hut zu bringen. «Bei so viel Projektarbeit ist man in Gedanken teilweise ganz woanders», sagt er. Zweimal jährlich fliegt er nach Nepal, im Frühling und im Herbst, und investiert sehr viel von seiner Freizeit in diese Projekte. Seit es mehr Fach- und Aktionsbereiche gibt, verteilt sich die Arbeit besser.

Einmal Nepal, immer Nepal

Trotz des Kulturschocks gibt es viele Leute, die immer wieder nach Nepal zurückkehren. Obwohl das Land arm ist, herrscht eine besondere Art von Offenheit und Herzlichkeit. Die Nepalesinnen und Nepalesen lachen sehr viel, was sicher auch am hohen Stellenwert der Familie und an der «Ich-lebe-in-den-Tag-hinein»-Philosophie liegt. Spontaneität ist besonders im Projektmanagement eine Horrorvorstellung. Die Bevölkerung Nepals ist herzlicher, entspannter und kommunikativer als die der Schweiz. Rocco Umbescheidt beschreibt Nepal mit folgenden Worten: «Chaotisch, unkoordiniert, unlogisch und gleichzeitig zum Totlachen!»





DIE ALLESKÖNNERIN

Tamara Bieri, Sozialpädagogin HF
6. Semester, 30 Jahre, Heilpädagogische Schule in Wettingen

Was fasziniert dich an Menschen mit einer Beeinträchtigung?

Es ist nichts vorgespielt, sondern alles sehr natürlich. Sie sind herzlich und zeigen sich auch so, wie sie sind. Ich habe vorher auf einer Wohngruppe in einem Behindertenheim gearbeitet, wo alles sehr alltagsnah ist und kein Tag dem anderen gleicht. Ich habe viele gute Momente mit diesen Menschen erlebt.

Wieso hast du dich für die Arbeit mit Kindern entschieden?

Ich habe fast zehn Jahre lang im Erwachsenenbereich gearbeitet und wusste, dass ich eine Veränderung wollte. Während meiner FaBe-B-Ausbildung war ich im Rahmen eines Austauschprogramms drei Wochen hier schnuppern. Die Arbeit mit Kindern machte mich neugierig und so habe ich mich hier um einen Ausbildungsplatz als Sozialpädagogin HF beworben.

Wurden deine Erwartungen erfüllt?

Ich habe meine Erwartungen nicht zu hoch gesteckt, weil ich einfach nicht wusste, ob ich dafür gemacht bin, mit Kindern zu arbeiten. Da der erzieherische Aspekt mehr im Vordergrund steht, musste ich mich am Anfang sehr daran gewöhnen, eine entsprechende Rolle zu übernehmen. Bei erwachsenen Menschen mit einer Beeinträchtigung steht das Begleiten und Unterstützen im Vordergrund. Bei Kindern muss man Erziehungsarbeit leisten, streng sein und Grenzen setzen können. Ich war eigentlich nicht der Typ

dafür, bin aber gut in meine neue Rolle hineingewachsen.

Betreust du die Kinder nun allein oder ist immer eine ausgebildete Person dabei?

Nein, ich begleite sie auch allein. Der Dienstagnachmittag ist mein Nachmittag, an dem ich mit der Praktikantin zusammen den Unterricht selber vorbereite und durchführe. Es gibt auch andere einzelne Stunden, die ich allein durchführe.

Wie muss man sich den Stundenplan der Kinder vorstellen?

Wir haben fixe Aktivitäten wie Schwimmen, Turnen, Handarbeiten oder Rhythmik. Diese werden von Fachlehrpersonen durchgeführt und wir begleiten die Kinder dabei. In den anderen Lektionen arbeiten wir neben den Kulturtechniken (= Rechnen, Lesen und Schreiben), auch zu alltagsbezogenen Inhalten wie zum Beispiel etwas aufräumen oder sich selbstständig anziehen. Am Donnerstagmorgen bereiten wir ausserdem unser Mittagessen selber zu. Am Montag machen wir ein Zvieri für die ganze Klasse. Wir machen auch vieles zum Thema Wahrnehmung: Wir basteln, schneiden, kleben oder ertasten und erraten Gegenstände. Mein Team und ich passen den Unterricht an die Möglichkeiten der Schülerinnen und Schüler an und gestalten daher den Stundenplan individuell.

Wie viele Kinder hat es in einer Klasse?

Das ist unterschiedlich, weniger als sechs Kinder hat es

nirgends. In unserer Klasse hier haben wir sechs Kinder. Es gibt aber auch Klassen mit acht oder mehr Kindern.

Ab welchem Alter dürfen die Kinder in eure heilpädagogische Schule eintreten?

Sie kommen bereits in der Basisstufe zu uns in die Schule, also ab vier Jahren.

Wie sind die Betreuungspersonen auf die Kinder aufgeteilt?

Das kommt ganz auf die Kinder an. In Klassen mit stärkeren Kindern hat es eine Heilpädagogin oder einen Heilpädagogen als Klassenperson und eine Klassenmitarbeiterin oder einen Klassenmitarbeiter. Dort ist ein Zweierteam für sechs bis acht Schüler zuständig. Bei unserer Klasse arbeiten wir im Minimum zu dritt mit sechs Kindern.

Du hast vorher viel mit einem deiner Schüler geflüstert. Wieso?

Ich versuche, mich seiner Kommunikation anzupassen. Er ist normalerweise viel lebendiger und ich glaube, dass er flüstert, weil er sehr verunsichert ist. Ich hatte das Gefühl, dass ihm Flüstern mehr Sicherheit vermittelt.

An welchen Beeinträchtigungen leiden deine Schülerinnen und Schüler?

Zwei der Kinder bei uns haben das Down-Syndrom, ein anderes hat das sogenannte Charge-Syndrom. Das Charge-Syndrom kommt eher selten vor und die Kinder sind von Geburt an davon betroffen. Dabei sind die Wahrnehmung der Augen, der Ohren und der Nase sowie die Innenorgane beeinträchtigt. Im Gegensatz zu anderen Kindern haben Kinder mit dem Charge-Syndrom keine Gesichtsmimik.

Im Unterricht wiederholst du deinen eigenen Namen sehr viel. Machst du das aus einem besonderen Grund?

Ich möchte den Kindern so Sicherheit vermitteln. Wenn ich meinen Namen regelmässig wiederhole, bedeutet das für sie auch Wiedererkennung. Es gibt nur einen Schüler, der mich beim Namen nennt. Ich habe es immer wieder versucht und irgendwann hat er meinen Namen gesagt.

Mit deinen Schülerinnen und Schülern kommunizierst du in Gebärdensprache. Lernen die Kinder das schon im Kindergarten?

Ja, sie lernen das schon in der Basisstufe. Auch die Kinder, die sich nur teilweise verbal mitteilen können. Denn besonders wenn sie müde sind, verstehen sie nicht mehr alles. Einem der Kinder, das sprechen kann, habe ich gestern gesagt, es solle sich an den Tisch setzen, was aber nicht geschah. Als ich es dem Kind mit Gebärdensprache zeigte, hat es funktioniert. Die Kinder kennen auch nicht für alles ein Wort und mittels Gebärdensprache zu reden, macht die Kommunikation einfacher.

Sie haben ihre ganz eigene Ausdrucksform und wir wissen nicht immer, was sie uns erzählen möchten und ob sie gerade mit sich selber sprechen oder reklamieren.

Lernt ihr die Gebärdensprache in der Ausbildung?

Nein, als ich hier angefangen habe, konnte ich keine einzige Gebärde. Auch heute bin ich noch nicht so gut, aber mittlerweile beherrsche ich Alltagswörter, die es immer wieder braucht. Wenn ich ein bestimmtes Wort immer wieder brauche, informiere ich mich in einem Gebärdensprachebuch.



Machen die Eltern mit den Kindern zu Hause Hausaufgaben?

Ja, wir geben den Kindern Aufgaben mit nach Hause. Wir arbeiten für die Kinder Förderziele aus und fragen die Eltern am Elterngespräch, ob sie noch andere Wünsche haben. Wenn die Bereitschaft der Eltern da ist, arbeiten wir auch mit ihnen zusammen etwas aus.

Wie viel Kontakt habt ihr mit den Eltern und welche Rolle nehmen sie ein?

Die Eltern spielen eine sehr wichtige Rolle und wir stehen durch ein «Elternbüchli» täglich in Kontakt zu ihnen. In das Buch können die Eltern hineinschreiben, wenn zu Hause etwas vorgefallen ist oder wenn sie etwas erzählen möchten, das das Kind selber nicht kann. Wir schreiben jeden Tag hinein, was wir im Unterricht gemacht haben oder wenn es etwas Spezielles gab. Durch diese Form von Kommunikation haben wir einen täglichen Austausch. Dann gibt es sicher mindestens zweimal jährlich ein Elterngespräch und bei Bedarf haben wir mehr Gespräche. Manchmal holen die Eltern die Kinder direkt ab und so entsteht ein Austausch.

Besteht eine Chance, dass man eure Schülerinnen und Schüler irgendwann normal eingliedern kann?

Ich denke, das hängt davon ab, wie stark ein Kind beeinträchtigt ist. Wir haben auch schon versucht, Kinder unserer Schule in reguläre Kindergärten einzugliedern. Dazu braucht es immer eine Begleitperson, die eine unterstützende Funktion einnimmt. Die Wiedereingliederung ist aber nur bei wenigen Kindern machbar.

Wie sieht bei dir ein normaler Arbeitstag aus?

Am Morgen bin ich ungefähr eine halbe Stunde vor dem Eintreffen der Kinder im Schulzimmer und bereite alles vor. Ein Teil der Kinder kommt dann um 8.00 Uhr und wir arbeiten zu einem bestimmten Thema. Heute habe ich mit zwei Kindern zum Thema «Ich» mit Fragen gearbeitet wie «Wer bin ich?» und «Was habe ich gerne?» Wir behandeln zurzeit auch das Thema «Essen»: «Was für Gerichte habe ich gerne?» Um 8.30 Uhr kommen die restlichen Kinder. Jeden Morgen setzen wir uns in einen Kreis. Das ist unser Morgenritual. So begrüßen wir uns. Dann schauen wir den Tag an der Wochentafel an und besprechen für jedes Kind die Aktivitäten, die es an diesem Tag gibt. Wir singen auch, oder manchmal möchte ein Kind noch etwas erzählen. Nachher arbeiten wir nach Stundenplan. Am Mittag begleite ich die Kinder beim Mittagessen und am Nachmittag geht es nach Stundenplan weiter. Nachdem die Kinder nach Hause sind, räume ich das Schulzimmer auf und bereite manchmal noch etwas vor.

Wie gut kannst du das planen?

Ziemlich gut, da der Stundenplan bereits steht und ich weiss, was kommt. Was ich nicht gut planen kann, sind die Gemütszustände der Kinder oder sonstige Zwischenfälle. Da muss ich schon flexibel sein, denn für die Kinder muss es auch stimmen. Es ist natürlich gut, wenn man etwas anderes auf Lager hat und das Programm anpasst.

Einige der Kinder reiten oder schwimmen. Wie bestimmt ihr, welches Kind was machen darf?

Es muss fair verteilt sein. Beim Reiten gehen die Kinder auf den Bauernhof und besuchen eine Reittherapie. Wenn ein Kind in einem Schuljahr reiten geht, wird es das wahrscheinlich im nächsten Jahr nicht mehr tun, weil ein anderes Kind an der Reihe ist. Wir achten darauf, bei welchem Kind es am meisten Sinn macht. Manchmal gehen die Kinder auch klassenweise, das ist aber von Schuljahr zu Schuljahr unterschiedlich.

Was gehört zu deinen Lieblingsaktivitäten?

Am liebsten mache ich mit den Kindern alltagsbezogene Sachen wie zum Beispiel einkaufen gehen, ein Zvieri oder Mittagessen zubereiten oder in der Weihnachtszeit Guetzi backen. Ich gehe auch gerne mit ihnen in die Natur und unternehme etwas.

Wie viel von deiner Arbeit ist Wiederholung?

Die Wiederholung macht einen grossen Teil aus, denn es ist wichtig, überall einen Erkennungswert zu haben. Gewisse Dinge muss man den Kindern sehr oft sagen, bis es klappt. Das braucht viel Geduld. Einige Geschichten sind während mehrerer Monate ein Thema.

Liest du den Kindern die Geschichten jeden Tag vor?

Nein, nicht jeden Tag. Das ist auch so mit den Liedern. Die Winterlieder haben wir jetzt alle gehört. Nun können wir wieder die Frühlingslieder hervorheben. Da wechseln wir natürlich immer ab.

Belasten dich die Schicksale der Kinder?

Ich habe gelernt, damit umzugehen. Mit 16 Jahren bin ich in diesen Beruf eingestiegen. Damals war es schon sehr belastend für mich, aber mittlerweile empfinde ich es als normal. Ihre Beeinträchtigung gehört zu ihnen, aber das steht für mich nicht im Vordergrund. Ich habe auch schon Kinder begleitet, die realisiert haben, dass sie von anderen wegen ihrer Beeinträchtigung gehänselt oder nicht akzeptiert wurden. Das tut mir viel mehr leid.

Wie gehst du damit um?

Ich versuche, das Kind einfach in sich selbst zu stärken. Es hat zwar vielleicht auf einem Gebiet Schwierigkeiten, dafür aber andere Ressourcen. In Form eines Rollenspiels schaue ich mit dem Kind, wie es sich in dieser Situation wehren kann.



Was tust du, wenn du schlecht gelaunt bist?

Das Schöne für mich ist, in einem Team zu arbeiten. Ich kann am Morgen auch einmal sagen, wenn es nicht so mein Tag ist. Dann kümmert sich meistens jemand anderes um jene Kinder, die herausfordernder und schwieriger sind. Aber es ist mein Job, und ich muss irgendwie funktionieren können, auch wenn ich einmal einen schlechten Tag habe. Denn die Kinder können nichts dafür. Ich bleibe jedoch immer natürlich. Ich sage den Kindern auch mal, wenn ich müde bin, und bitte sie um ihre Mithilfe.

Möchtest du nach Abschluss deiner Ausbildung weiter mit Kindern arbeiten?

Ich werde bestimmt noch ein Jahr hier bleiben. Ich würde gerne in die Familienbegleitung einsteigen, wo ich mit Eltern und Kindern zusammen arbeiten kann. Mein Inneres führt mich wohl schon eher in Richtung Erwachsenenarbeit. Mit Jugendlichen habe ich wenig Erfahrung, aber es wäre spannend, dieses Gebiet kennenzulernen.



**Möchtest du gerne mehr über diese Ausbildung erfahren?
Alle weiteren Informationen und Anforderungen findest du auf unserer Website
www.oda-gsag.ch/berufswahlinfo**



Wichtige Infos zu deiner Ausbildung und Laufbahn unter:

- www.bdag.ch
Beratungsdienste für Ausbildung und Beruf Aargau
- www.oda-gsag.ch
- www.gesundheitsberufe.ch
- www.savoirsocial.ch

ask!

OdA GS Aargau

Fördert Gesundheits- und Sozialberufe

